Briefe aus Wien.

Briefe aus Wien.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist ferner erschienen:

Oesterreich und dessen Zukunft. 3te Aufl ...., .	1 Thlr.	— Sgr.
Oesterreich im Jahre 1843. 2te Aufl.	1 „	— „
Die orientalische, das ist: Russische Frage.	— „	12 „
Reise durch Oesterreich, nach Konstantinopel und Triest, von B. v. M.	1 „	12 „
Oesterreich; — Städte, Länder, Personen und Zustände.	1 „	12 „
Spaziergänge eines zweiten Wiener Poeten. 2te Aufl.	1 „	— „
Worte, deutsche, eines Oesterreichers.	1 „	— „

Börne's, L. gesammelte Schriften. 8 Thle.	2 „	— „
Feldzug d. K. Russischen Armee v. Polen im Jahre 1813. und 1814.	1 „	8 „
Hoffmann v. Fallersleben, Unpolitische Lieder. 2 Theile	2 „	— „
Horn, Uffo, Nicolaus Lenau. Seine Ansichten und Tendenzen.	— „	6 „
Jahrbuch der Literatur. Erster Jahrgang mit Heine's Portrait.	2 „	— „
Immermann, Memorabilien. 3 Bde.	5 „	8 „
Kobbe, P. von, Geschichte der neuesten Zeit. 2 Bde.	3 „	— „
Koloff, Ed., Schilderungen aus Paris. 2 Thle.	2 „	16 „
Lamennais, v., Worte eines Gläubigen	— „	12 „
Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde.	2 „	16 „
— — Gorgona, Bilder aus d. franz. Mittelalter. .	2 „	— „
— — Warschau, ein Zeitbild.	— „	16 „
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters	1 „	— „
Maltitz, G. A. v., Pfefferkörner. Ernster und satyrischer Gattung. 4 Hefte.	2 „	16 „
— — Polonia.	— „	6 „
Polenlieder. Ein Todtenopfer.	— „	6 „
Tscherkessenlieder. Motto: Wild und frei!	— „	16 „
Ueber die Grenzverhältnisse der östlichen Provinzen der Preußischen Monarchie. Ein politisch militairisches Fragment.	— „	6 „

Briefe aus Wien.

R₁

Von

einem Eingebornen.

I. Band.

Motto: »Magis amica veritas.«

Hamburg,

bei Hoffmann und Campe.

1844.

151. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

H. G. Voigt's Buchdruckerei
in Wandsbeck.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erster Brief.

Nicht allein Menschen, auch Städte haben Physiognomieen, und die Kunst, darin zu lesen, gilt für beide. Der erste Spaziergang durch eine fremde Stadt ist eben so entscheidend und gewichtig, als der erste Eindruck eines fremden Gesichts. Wien hat keine bedeutende Physiognomie; welthistorische Ereignisse scheinen nicht dahinter zu lauern. Es ist gefällig, hübsch, wie seine Frauen; es ist groß, ohne Großartigkeit, umfangreich, ohne einen massenhaften Eindruck zu üben. Sein Stolz, seine höchste Zier bleibt allemal der gothische Stephansthurm, der jetzt, nach dreijährigen Vorbereitungen, wieder fertig gebaut wird. Man hatte ihn nämlich um einige Klafter abgetragen, einen gähen Einsturz befürchtend. Die Spitze war schief und wackelig geworden, sie hatte eine österreichisch-devote Komplimentirmiene angenommen. Die Welt weiß, wie schwer man sich in Oesterreich entschließt, das Veraltete abzuschaffen und ein Neues an seine Stelle zu setzen. Allein hier war rasches Einschreiten

unvermeidlich. Nun hat man den Thurm um einige Schuhe erhöhet. Man wollte nämlich das Maß des Straßburger Münsters erreichen. Zu diesem Behufe wurden der Adler und die Kugel, welche sich auf der Spitze befinden, mehr nach ovalen Dimensionen, als nach der Natur verfertiget. Der Adler sieht etwas gequetscht und engbrüstig aus; die Kugel gleicht einer Birne. Hätte man über den k. k. Adler und das christlich-katholische Kreuz einen Blitzableiter gesetzt, so wäre der Straßburger Münster ganz und gar beschämt, Deutschland könnte sich eines neuen nationalen Triumphes rühmen, und die Konservativen dürften sich schmeicheln, der verderbensschwangeren, wolkenumhüllten Zukunft vorgebaut zu haben.

Der Tag, an welchem Adler, Kreuz und Kugel oben befestigt wurden, war ein Festtag für die Bevölkerung. Musiktöne schollen aus der Höhe. „Nun ist er oben. Sehen Sie doch, nun bewegt er sich," so sprach der Nachbar zum Nachbar, starrte mit geöffnetem Munde himmelan, und sah mit vaterländischer Wollust den geliebten Adler hoch in den Lüften zappeln.

Damit die Feier dieses Tages den spätesten Enkeln der Generation unvergeßlich bleibe, enthielten fast sämmtliche Journale der Residenz ankomische Berichte über das Ereigniß, und Johann Gabriel Seidl, gemüthlicher Lyriker und k. k. Büchercensor, verherr-

lichte es durch ein Gedicht, welches durch hausirende Weiber sofort unter der Menge verbreitet wurde, und reißenden Abgang fand. Dem Wiener wurde bei dieser Gelegenheit wohler zu Muthe. Er fühlte sich seit einiger Zeit etwas gedrückt; einige Creditcrisen waren kaum vorübergegangen; die Geschäfte stockten, die Industriellen hatten böse Träume vom Zollverein und dessen Folgen; das neue Stempelpatent schien beinahe zu handgreiflich auf jene Interessen, welche von der österreichischen Gesetzgebung mit besonderer Vorliebe behandelt wurden, hinzuweisen; das neue Postregulativ wollte auch nicht munden, — denn die Leute waren zu beschränkt, zu kurzsichtig, um einzusehen, daß es eine Nachahmung der englischen Pennypost sei, und als solche mit dem Opfer von ein paar Kreuzern nicht zu theuer erkauft werden könne; — die Perspective auf die politischen Ereignisse schien bedenklich, ungeachtet des Händedrucks, welchen sich Oesterreich und Preußen beim Kölner Dombaufeste gegeben, — mit einem Worte, die Stimmung war nicht die heiterste. Aber mit der Vollendung des Stephansthurmes war Alles wieder gut gemacht. Da erkannte der Wiener, daß es lediglich eine optische Täuschung war, daß nichts von All dem ihn betroffen und gekümmert, daß ihm blos der Ausbau des geliebten Stephans Sorgen verursacht habe, die nun mit einmal beseitiget waren. Allgemeine Heiterkeit

strahlte auf allen Gesichtern. Die Restauration des Thurmes wurde von den Wienern mit ungleich größerem Enthusiasmus begrüßt, als die Restauration der Bourbons von den Parisern.

Diese Thurmspitze hat wirklich für den echten Wiener eine Art bezaubernder Kraft. Man mag es deuten und belächeln, wie man will; aber es ist eine Thatsache. Diese Spitze ist der Pol, welchem der Magnet seines Herzens beständig entgegenzittert. Er wittert bei ihrem Anblicke Backhühnerduft, Lannersche Walzerklänge, Straußsche Gallopaden, den Nestroy, den Scholz und alle sonstigen Herrlichkeiten seiner Heimath. Um Mißverständnissen vorzubeugen, erkläre ich hiermit, daß ich unter dem echten Wiener nicht einen emancipirten Kosmopoliten verstehe, sondern den Philister, der hier noch immer den alten politischen Grundton anschlägt.

Aber auch der denkende Beobachter, wäre es selbst ein kalter, gemüthlicher Nordländer — also pflegt man unsersgleichen hier zu nennen — vermag sich beim Anblicke des alterschwarzen Thurmes seltsamer Gefühle nicht zu entschlagen. Welche Zeit, die dem höchsten Wesen zu Gefallen und zu Ehren, so ungeheure Bauwerke errichtete! Welch trübe, knechtisch dumpfe Zeit! Und dennoch, welche Gottesfreudigkeit, welche Mächtigkeit des religiösen Gefühls in derselben! Noch lebt das Pharaonengeschlecht zu Rom, welches

diese Pyramiden zu gründen anbefahl. Allein die Pharaonen, wohl noch bekleidet mit den Scheinzierden der Herrschaft, sind bereits zu Prätendenten herabgesunken. Nicht die Spitzen der Thürme wanken, die Dome selbst sind unterhöhlt. Hin und wieder stehen noch tausendjährige Eichen; welch' bunten Wechsel von Geschlechtern sahen sie stattfinden in ihrem Schatten. Eines so ehrwürdigen Alters können sich die Dome nicht berühmen. Was dürfte wohl in ihrem Innern vorgehen, wenn sie einst ein Jahrtausend bestanden haben? Sollten die Kanzeln bestimmt sein, als Katheder der Philosophie zu dienen? Es ist nicht unwahrscheinlich; die Zeit drängt, die mächtigen Probleme, welche die Menschheit noch durchzuarbeiten hat, treten immer näher, und man fühlt, wie lächerlich, wie abgeschmackt jede Wissenschaft ist, wenn sie den ewigen Fluß des Lebens mit stabilen Lehrsätzen dämmen will. Die einzige aber die höchste Wissenschaft besteht darin, das Gesetz des Wechsels zu erforschen, und sich geistesfreudig demselben zu fügen.

Sollte es wahr sein, daß die größere Hälfte der Menschheit, welche man den Pöbel, die ungebildete Menge heißt, für immer verurtheilt sei, dem gedankenlosen Aberglauben zu fröhnen, und sich nie zur Anschauung des reinen Wahren emporschwingen könne? Es ist nicht wahr. Freilich, wenn die Erde verflucht wäre, ewig jenes Jammerthal zu bleiben, wozu sie

die katholische Religion macht, dann wäre keine Aussicht auf Erlösung der armen Menschheit. Aber messianische Ideen flattern bereits von Kopf zu Kopfe, und ein neues, wohl noch verhülltes sociales Leben macht sich bereit, die Stelle des alten zu ersetzen.

Weshalb war die Erde bisher ein Jammerthal? Weil das verunstaltete Christenthum eine gräßliche Theilung vornahm, weil es den Pfaffen und Aristokraten das fette, fruchtbare Thal zur rentabeln Bewirthschaftung überließ, während es den Jammer dem Troß der Uebrigen zuwarf. In der Reformation ermannte sich das Volk halb und halb, verjagte die Pfaffen theilweise aus ihrer irdisch behaglichen Stellung, behielt sich jedoch nichts von der köstlichen Beute, und das ganze Thal fiel nunmehr in die Hände der Aristokraten. Mit einem solchen Resultate sollte sich der freie Geist des Jahrhunderts zufriedenstellen? Nimmermehr! Hunger und Aufklärung sind unverträgliche Dinge. Alle politischen Revolutionen unserer Tage sind nichts, als Mittelglieder eines radical veränderten Zustandes, der zum Troste der gebeugten Menschheit aus goldener Wolke fernher winkt.

Sorgen wir nicht, der Mensch wird es, ungeachtet seiner emsigsten Bemühungen, nie zu einem vollkommen wolkenlosen Glücke bringen. Der Weltgeist hat dafür gesorgt, daß es ihm nie an Stoff zu neuen Kämpfen und Uebungen mangeln wird. Das Object

der Bekämpfung, das erstarrte Positive, wird allemal aus seinen Grundlagen selbst erstehen. Die Selbstzerstörung des Selbstgeschaffnen wird sein unvergängliches Geschäft sein. Was jedoch unentbehrlich ist, das ist ein mehr geklärtes, selbstbewußtes Gefühl, ja, was sage ich, Gefühl? Die tiefste, innigste Ueberzeugung des Fortschritts. Der Mensch wird sich in diesem Gedanken ungleich glücklicher fühlen, als jetzt, wo er mit all seinen Ansprüchen auf ein dunkles, unerquickliches Jenseits angewiesen ist.

Und doch ist dieses Jenseits mit vollstem Rechte noch immer sein bester Trost. Wenn es ihm so recht hundemäßig auf Erden ergeht, denkt er, werde ihm es wohl menschlich im Himmel gehen. Er hat nicht vonnöthen, seine Phantasie bis zur Conception eines übermenschlichen Glückes anzuspannen. Allein es wird eine Zeit kommen, in welcher das Christenthum aus seiner dermaligen überirdischen Fassung in reine faßliche Erdensprache übersetzt werden wird. Dann wird das Himmelreich das Reich der geläuterten Menschheit, und der himmlische Vater den Geist der Menschen bedeuten. Welch merkwürdig demokratische Bedeutung wird alsdann der Satz: „Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ gewinnen. Unterwerft euch dem Gesetze, aber tragt Sorge, daß es in rein menschlichem Geiste entworfen sei.

„Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus.“ Wie nun, wenn man kraft des großen menschheitlichen Prinzips, den Staat als lebendigen Organismus betrachtet?

„Ihr sollet nicht sorgfältig sein, und fragen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach all’ diesem trachten die Heiden. Euer Vater aber weiß, daß ihr dessen bedürfet. Deswegen suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch das Alles auch gegeben werden.“ Wie bezeichnend!

Doch, was fällt mir bei? Ich vertiefe mich in den Anblick des Stephansdoms, und mache die sonderbarsten Eragesen von der Welt? Betrachtungen dieser Art auf dieser Stelle! Welche Bizarrerie! Weit besser ziemt es sich für einen Skizzenzeichner, historische Erinnerungen zu wecken. In dieser Beziehung scheint mir der Thurm von klassischer Bedeutung; er hat eine Masse welthistorischer Momente an sich vorüberziehen sehen, hat mit seinem melancholischen Glockenmunde auch manches schwerfällige Wörtlein darein geredet, weiß von Allem Etwas, und bleibt steinern und tief verschwiegen, wie ein Diplomat.

Es gab eine Zeit, wo er vollauf zu thun und zu brummen hatte, jene Zeit nämlich, wo das demokratische Element in Wien noch thätig und lebensberechtiget war. Viele meiner Leser, darunter ganz

vorzüglich die Wiener, werden vielleicht glauben, ich wolle ihnen ein Mährchen aufbinden, und selbst die Geschichtskundigen werden sich einen Augenblick lang besinnen. Dennoch ist's so, und mögen die obscurirenden Historiographen der Monarchie, die geheimen Staatskanzleischnupperer das Andenken mancher That und manchen Namens noch so fälschlich getrübt haben; es bleibt doch unläugbar wahr, daß es eine Periode in der Geschichte dieser Stadt und ihres steinernen Riesenwächters gab, wo das Bürgerthum sich im mannhaften Kampfe gegen die centralisirenden Tendenzen des Absolutismus zu behaupten strebte. Wie oft wurden die Glockenstränge angezogen, um das Volk zur Fehde gegen die sogenannten Landesväter aufzurufen! Ja, diese tiefe Ruhe, welche gegenwärtig in allen Straßen der Stadt herrscht, dieser Geist der Devotion, der sich bei dem Heranrasseln einer sechsspännigen Hofkutsche kund giebt, dieser Legimitätsparfüm, der hier Jedweden in der Nase kitzelt, diese gränzenlose Hingebung an des Gesetz, diese Bereitwilligkeit, das Gesetz selbst als einen Ausfluß der Vorsehung, die bekanntlich unergründlich weise zu sein pflegt, anzusehen, und als eine Heimsuchung geduldig zu ertragen, mit einem Worte, der Triumph des servilen Prinzips, der sich im Gemüthe des größten Theils der Bevölkerung offenbart, ist kein so wohlfeiler, als man glauben könnte; er mußte mit schwerer

Mühe errungen, Wien mehr als einmal erobert werden.

Ein wahrhaft politischer Charakter, ein Democrat in der edelsten Bedeutung des Worts war Ulrich Holzer, der zwei Fürsten aus dem Hause Habsburg die Stirne bot, lediglich im Interesse der Stadt, welche ihn aus dem Staube seiner Geburt zum Bürgermeister berufen hatte. Die Erzherzoge Albrecht und Friedrich waren damals in einen Erbfolgestreit verwickelt, beide zur Herrschaft unbefähigt, und mit vollem Rechte unbeliebt. Jenen haßte man seines liederlich despotischen Wesens, diesen seiner knauserischen Tyrannei wegen. Wenn man Holzern der Treulosigkeit gegen beide, des wetterwendischen Buhlens mit der aufgehenden Sonne des Einen und Andern anklagt, so vergeht man sich schwer gegen die Majestät seines edlen freien Geistes. Ihm waren beide nicht blos gleichgültig, sondern wohl gar verächtlich und hassenswerth. Seine Mühe war gänzlich dahin gerichtet, den Vortheil Wiens und die Macht des Bürgerthums in dem blutigen Konflicte der brüderlichen Ansprüche zu wahren. Sein Ende war das eines tragischen Helden. Seine Kraft erlag dem Schicksale. Das absolute Fürstenthum sollte über das feudale Bürgerthum siegen. Er starb den Heldentod durch Henkerhand. Diese Glanzepoche der Stadt Wien hat, Herrn v. Hormayr nicht ausgenommen,

keinen einzigen, halbwegs unbefangenen Geschicht⸗schreiber gefunden. Das vollkommne Verständniß dieser echten Tribunenseele, dieses nicht unwürdigen Vorläufers der französischen Conventsnaturen, wäre nicht einmal zu verlangen, ein Schatten historischer Gerechtigkeit dürfte genügen. Doch überall wird Holzer ein Rebell, falscher Freund, Volksverführer, Pöbelgünstling, Satansbruder u. dergl. genannt. Ruhm seiner Asche!

Seither übte Wien mit seinem Thurm blos gegen die stürmenden Türken tapfern Widerstand; es errang sich dadurch den Dank der Westeuropäer. Aber es scheint fast, als wäre in diesen zwei Belagerungs⸗kämpfen der letzte Rest der katholischen Begeisterung, welchen der protestantische Geist des Jahrhunderts noch übrig gelassen hatte, aufgezehrt worden. Denn späterhin steht auch nicht eine bemerkenswerthe That in den Annalen der Wiener Geschichte verzeichnet; ja nicht einmal eine Anmahnung, daß die Bevölkerung an den Ereignissen, welche die Monarchie betrafen, einen außergewöhnlichen ideellen Antheil, wie z. B. Tyrol im Jahre 1809 thätig bewies, genommen habe.

Die Franzosen standen vor den Thoren. Der Thurm fürchtete sich sehr, und die Wiener fürchteten mit. Man hielt ihre Kugeln und Bomben für un⸗verdaulich. Hinter dem kaiserlichen Visire Napoleons stack das geisterhafte Antlitz der Revolution. Man

witterte die Übergewalt dieses zermalmenden Prinzips, und wußte, daß es ohne Mitwirkung des Weltgeistes nicht zu bewältigen war. Die Besatzung hatte zwar gelobt, sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben. Dennoch fand sie räthlicher, zur schleunigen Uebergabe zu schreiten.

Nun kam die unvergeßliche Periode des Congresses. Hätte sich damals ein Magus in der guten Stadt befunden, und bei jedem Beschlusse, der ihm volksfeindlich und gleichheitswidrig schien, den alten Thurm durch die Macht seines Zauberstabes zum Wanken gebracht, beim Himmel, es wäre eine göttliche Komödie, mit unaussprechlich moralischer Tendenz gewesen. Als der Protokollführer, Chevalier von Gentz, die Feder eintunkte, um die Zerstückelung des Polenlands zu sanctioniren, da hätte der Thurm Harlekinssprünge machen, und sich nicht eher beruhigen sollen, bis die grausame Gewaltthat zurückgenommen war. Als Deutschlands Angelegenheiten zur Sprache kamen, als man die im heißen Kampfe gekräftigten Ansprüche der biedern Nation auf Freiheit und Verfassungsmäßigkeit durch zwei dünne Paragraphschnittchen, die mit der Butter einer transparenten Verheißung bestrichen waren, zu beschwichtigen meinte, da hätte sich der Thurm die Freiheit nehmen, und mit der Spitze bei den Fenstern des Congreßsaales hineinlugen sollen. Wie das gewirkt haben würde! Wie

sie zusammengefahren wären mit den Köpfen und den Tintenfässern! Talleyrand hätte Buße gethan, und ein altes verschimmeltes Ave unter seinen erzbischöflichen Antecedentien hervorgesucht. Fürst Metternich wäre, wie Loths Weib, zur Salzsäule geworden. Castlereagh hätte sich anticipando den Hals abgeschnitten. Die kokettirende, küßliche Miene des Thurms hätte sie alle zur Verzweiflung gebracht. Noch am selben Tage wären vierspännige Carossen zu sämmtlichen Thoren Wiens hinausgeflogen. Noch in derselben Nacht wäre die Vermählung des Geistes der himmlischen Glückseligkeit, mit der schönen, endlich majorenn gewordenen Erde gefeiert worden.

Zweiter Brief.

Aeußerliche Heiterkeit. — Corruption. — Hauptursache derselben.

Alle Welt rühmt die Heiterkeit, die Genußfülle, die unerschöpfliche Lebenslust dieser Stadt. Der oberflächliche Beobachter mag leicht verleitet werden, in das allgemeine Geschrei einzustimmen; leichtsinnige Bonvivants mit ein paar tausend Gulden jährlicher Renten können wirklich keinen angenehmern Ort auf dem gesammten Continent aufspüren, um sich Podagra und Gewissensbisse so wohlfeil als möglich beizuschaffen. Paris liefert dieselben Artikel, jedoch kommen sie dort weit theurer zu stehen.

Es ist wahr, dem Wiener liegt eine eigenthümlich naive Gabe der Lebensanschauung in der Seele; er nimmt die Dinge, wie sie eben kommen; er duldet leicht, und freut sich noch geschwinder; seine Abrechnung mit dem Schicksal ist schnell gemacht. Die Bedürfnisse des Geistes machen ihm wenig Sorge. Die

Früchte des Geistes müssen sich ihm in der Form von Spargelpflanzen darstellen; sie müssen genießbar sein, sonst gelten sie ihm als leere Spreu. Es ist ein gewisser Naturzustand, in dem er lebt und webt. Von dem göttlichen Privilegium der Menschenrace, dem philosophischen Denken, hat er bisher nur sparsam Gebrauch gemacht.

Sein Leben ist eine unaufhörliche Genußjagd; er liebt es, zu scherzen, zu kosen, zu spielen, zu lachen, zu schlemmen, nöthigenfalls Bankerott zu machen, und sich den Henker um die Folgen zu scheren. Er bleibt bei alle dem gleichmüthig, heiter, jovial, schießt sich äußerst selten eine Kugel durch den Kopf, und ich bin fest überzeugt, daß ein Dutzend Wiener nicht so viel ernsten Fond in sich trägt, als ein Pariser.

Man streife die Schichte der Heiterkeit, welche den Kern des Wiener Lebens bildet, ab, und worauf stößt man? Auf eine gefährliche, fressende Krankheit, eine tiefe und vielseitig bewirkte Corruption. Das Wort ist bedenklich; allein ich zögere nicht, wiederholten Nachdruck darauf zu legen; denn ich weiß gar wohl, was ich gesagt, und bin erbötig, es gründlich zu beweisen. Besäße ich so viele Thaler, als Vorwürfe in dieser Hinsicht gegen Paris, namentlich von deutschen Autoren, geschleudert wurden; ich wäre ein Nabob. Wenn man nicht müde wird, das eine Volk und die eine Stadt unaufhörlich, bis zur Langeweile,

bis zum Ekel der Leser, mit Babel, Sodoma, Gomorrha zu vergleichen, als bereitete sich dort ein Zustand vor, in welchem die Menschen nächstens wie Bestien gegen einander ausfahren würden, um sich zu begatten und ihre Brut selbst wieder aufzufressen, so mag man es einem Unbefangenen nicht verargen, wenn er Parallelen zieht.

Allerdings hat die Wiener Corruption keine Gelegenheit, sich so sehr auf der Oberfläche des socialen Lebens auszubreiten, und sich in der Literatur abzuprägen, wie die Pariser. Allein dies ist ein Vortheil für den Vertheidiger ihrer Sache, und nichts weniger als ein Beweis der größeren Sittlichkeit. Die Wiener Corruption erfordert ein scharfes, nicht bloß beobachtendes, sondern durchdringendes Auge; denn sie flieht vor dem Lichte, verbirgt sich hinter zahllosen Hüllen, während die Pariser Sittenverderbniß einen stehenden Refrain der herzerweichenden Jeremiaden bildet, welche die Augsburger Allgemeine, die preußische Staatszeitung, das Menzelsche Literaturblatt, und die Unzahl ähnlicher Nationalwaschblätter in elegischen Artikeln abzusingen pflegen. Auch das liefert noch keinen Grund für die Verurtheilung der Pariser Sitten, wenn sich die dortige Frivolität manchmal in furchtbaren Kraftausbrüchen kund gibt. Das beweist lediglich, daß allen Thaten dieses Volks, den guten wie den schlechten, eine energische Natur zu Grunde liegt.

Das Uebel entspringt sodann aus irregeleiteter Kraft. Es gibt jedoch ein Sittenverderben, welches aus der Blasirtheit, der Impotenz einerseits und der ausschließlichen Neigung zum Sinnengenusse anderseits entspringt. Welches von beiden Uebeln mag wohl an und für sich, ganz abgesehen vom Maaße derselben, das gefährlichere sein? Ein Nervenfieber im ersten Radium ist nach meinem Dafürhalten bedenklicher als der eingewurzelste Schnupfen.

Doch lassen wir vorläufig die Parallelen ganz aus dem Spiele. Den Thatsachen gebührt natürlicherweise der Vorrang. Thatsachen? Es ist eine eigenthümliche Schwierigkeit, welche gerade in dieser Hinsicht mit der Beibringung derselben verbunden ist. Einzelne Facta haben wenig beweisende Kraft, und immer steht es dem Gegner frei, die Resultate, welche daraus hergeleitet werden möchten, geradezu abzuläugnen. Statistische Tabellen lassen sich für moralische Verhältnisse nicht entwerfen. Kennte man die Anzahl unjungfräulicher Mädchen, gebrochener Ehen, spekulativer Maitressen, liederlicher Jungens, muthwilliger Schuldenmacher, betrügerischer Geschäftsleute, undankbarer Söhne und Töchter, arbeitsscheuer Tagediebe u. s. w., dann ließe sich ein mathematischer Schluß auf den Zustand der Wiener Moralität ziehen. Die Daten, welche das Findel-, Corrections- und Zuchthaus liefern, sind ungenügend, und es sollte

wohl endlich von der lächerlichen Maxime, aus so beschränkten Quellen einseitige Abstructionen zu schöpfen, sein Abkommen finden.

Thatsachen und Ziffern wollen nicht dienstbar sein? Ei, da müßte ich ja wohl meine Behauptung gänzlich fallen lassen? Gelingt es mir nicht, ein Gegenbild von unläugbarer Wahrheit in der Wirklichkeit aufzustellen, wie kann ich da wohl mit Recht fordern, daß meiner vielleicht irrigen oder übelwollenden Anschauung Glauben beigemessen werde?

Die Wahrheit liebt es oft, sich verschleiert zu zeigen; doch ist ihr in jedem Falle beizukommen. Ich werde die corrumpirenden Einflüsse und Dispositionen nachweisen; der denkende Leser wird nach ihrem Gewichte selbst zu beurtheilen wissen, inwiefern sie mächtig genug sind, das sociale Leben zu unterhöhlen. Bei der Schilderung des letzteren will ich mich streng an das Gegebene halten, nichts hinwegnehmen, nichts hinzusetzen; jener Punkt, wo die furchtbare Thätigkeit dieser Mächte aus ihrem Dunkel hervorbricht, wird sich ohne weitern Fingerzeig selbst bemerklich machen. Meine Darstellung soll unbedingt wahr sein. Vermag der Leser ein günstiges Facit herauszuziehen, fühlt er sich nach Würdigung meiner Ansicht von einer minder rigoristischen Stimmung durchdrungen: gut! Gut für die Wahrheit! Gut für das Interesse der Sittlichkeit! Gut für Wien! Jedenfalls ist der Gegenstand von höchster Bedeutung; viele genaue,

langjährige Kenner des Wiener Lebens — von oberflächlich herumschnuppernden Touristen und irgend wie befangenen Autoren kann begreiflicher Weise gar nicht die Rede sein — theilen vollkommen meine Ansicht. Gelingt es daher, mich zurecht zu weisen, so sind diese zugleich bekehrt.

Daß die Wiener ein heiteres, lebenslustiges und zugleich genußliebendes, dem sinnlichen Genusse nicht ohne Vorliebe zugewandtes Völkchen seien, das gilt wohl durchgehends als Wahrheit, als unumstößliches Axiom. Wäre es nun wahr, daß diese Genußliebe im harmonischen Verhältniß zu ihren geistigen Anlagen stände; so trüge sie keine bedenkliche Seite. Wäre dem organisch schaffenden, denkenden, dichtenden, politisch eingreifenden Geiste der Nation nur ein noch so schmales Hinterpförtchen offen gelassen, er würde sein göttliches Geschäft, die Welt auf der Bahn des Fortschritts weiter zu treiben, auch hier nicht verabsäumt haben. Die Lebensluft des Geistes ist die Freiheit. Der Geist muß frei gegeben werden, oder er verschwindet und verbirgt sich in unbekannten Tiefen, wohin ihm die allbevormundende Gewalt nicht zu folgen vermag. Es ist das Wesen des Geistes, selbstthätig zu sein. Zugegeben, das Volk sei noch so unmündig, uoch so unbeholfen und unbefähigt zur Selbstregierung, so muß doch eingeräumt werden, daß es der eigentliche Zweck der Volkserziehung sein müsse,

das Volk zur Selbstthätigkeit, wenigstens zu einem gewissen Maaße derselben heranzubilden, und daß es ein Mißbrauch der Gewalt wäre, die Sphäre der Thätigkeit im Volke so unabänderlich eng zu begränzen, daß nur eine bestimmte genau normirte Denk-, Glaubens-, Rede- und Handlungsweise möglich wäre. Die Maxime, „Alles für das Volk, nichts durch das Volk,“ ist eben so abgeschmackt, als das Recht der Menschheit entwürdigend. Läßt sie sich nicht ungefähr folgender Maaßen übersetzen: „Der Lieblingshund soll Braten, Kuchen, Kaffee, alle Ueberbleibsel des herrschaftlichen Tisches bekommen; aber kochen kann er nicht, das muß er der höheren, privilegirten Menschengattung überlassen; alles für, nichts durch den Hund!“ Sollte Jemand im Ernste zu behaupten wagen, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge der Entwicklungsfähigkeit der Oesterreicher eben angemessen sei? Dieser Volksstamm, der selbst in den gedrückten Fächern der Kunst und Wissenschaft sich nicht ganz ohne Erfolg und Elasticität des Geistes bewegt, von Tage zu Tage erfreulichere Fortschritte in der Industrie macht, eine Masse specieller Kenntnisse in sich aufgenommen, und bereits realistisch verarbeitet hat, von einem Hauche milder Sitte geleitet wird, und schon vor einem halben Jahrhundert unter Kaiser Josephs Scepter die Probe, daß er zum Genusse des Lichts und der Freiheit herangereift sei, abgelegt hat: er

sollte seit dieser Zeit krebsgängig geworden sein, und zwar aus eigenem Antriebe, nicht durch den machiavellischen Impuls fremder Kräfte? Nie und nimmermehr! Vor vielen Jahren wurde auf der Wiener Volksbühne eine köstliche Posse gespielt, sie heißt: „der dreißigjährige Abcschütz.“ Ihre Hauptperson ist ein junger Mann, der immer noch als Kind behandelt wird, ungeachtet er bereits ein Schock Kinder erzeugt haben könnte. Durch eine seltsame Ideenverknüpfung fuhr mir dieser Abcschütze gar häufig durch das Gedächtniß und meine Phantasie gab der Scene mitunter eine pikant-groteske Ausmalung. Der Zögling fühlt die Lust, allein spazieren zu gehen, er theilt den kühnen Wunsch nicht ohne verlegenes Augenzwinkern und Ohrkratzen seinem Mentor mit. Dieser schüttelt so gewaltig das Haupt, daß der spiralmäßig aufgewundene Zopf in unendlichen Schwingungen nachzittert. „Welche Vermessenheit,“ sagt er, „Sie könnten fallen, oder von dem nächstbesten Gassenjungen beleidigt werden. Augenblicklich gestehen Sie, wer Ihnen den thörichten Wunsch, daß Sie allein in der Welt auftreten könnten, in den Kopf gesetzt hat?“ „Verzeihen Sie, bester Herr Mentor, der Michel hat gesagt —“ „Wie, der erbärmliche ausländische Schwindelhans hat es gewagt? Nun gut, gut, daß ichs weiß. Der Kerl muß augenblicklich aus dem Hause.“ — „Darf ich nicht spielen, Herr Mentor?“

— „Der Himmel bewahre! Die Stunden sind kostbar. Nehmen Sie ihr politisches Abctäfelchen zur Hand. Gestern habe ich Ihnen bewiesen, daß wer A sagt, auch B. sagen müsse, heute werde ich Ihnen ein X für ein U vormachen.“ „Aber Sie sind wirklich grausam, Herr Mentor! Nicht einen Augenblick gönnen Sie mir zur Erholung. Andere Kinder meines Alters sind weit glücklicher, die lernen schon gar nichts mehr, die wissen schon alles auswendig. Da sehen Sie meine Stiefschwester, die bête allemande, die, so lange Sie ihr den Unterricht gaben, diesen Spottnamen führte, nun aber recht liebenswürdig und geistreich geworden ist, soll ihren Nachbar, den munteren Teufelskerl François heirathen; er verschreibt ihr eine Million glühender Freiheitsideen, und sie bringt ihm als Mitgift eben so viel neuhegelsche Gedanken mit. Welch köstlich Leben wird das werden! Ach Gott, wenn ich doch auch heirathen dürfte!“ — Der Mentor wurde bei diesen Worten zuerst kardinalroth und hierauf mönchbraun im Gesichte. „Unseliges Kind,“ rief er, nach einigen Minuten vollkommener Sprachlosigkeit; „Sie wagen an’s Heirathen zu denken? Sie wissen vielleicht gar, wozu man heirathet, und wie man sich dabei anschicken soll? Augenblicklich widerrufen Sie, was Sie gesagt haben, vertilgen Sie den frevelhaften Gedanken in ihrer kindlich unbefangenen Seele, trinken Sie Wasser, viel Wasser —

unsere Literaturbrunnen sind ja voll davon — das verdünnt das Blut und verscheucht die lüsterne Hitze. Vor allen Dingen hüten Sie sich, je wieder einen so immodesten Laut von sich zu geben; ich würde mich sonst gezwungen sehen, Ihnen kraft des mir verliehenen Berufes die Ruthe zu geben. Auf böse Triebe reimt sich gute Hiebe. In diesem Scherze ist wohl Karrikatur, aber zugleich tiefe Wahrheit enthalten. Der Leser glaube nicht, daß ich die Schwierigkeit des Beweises, die Unfreiheit der Oesterreicher sei ihrem Culturgrade gerade zu widersprechend, durch einen Puff zu escamotiren suche. Die offene, für sich selbst sprechende Darstellung der politischen Verhältnisse soll nicht ausbleiben, und ich hoffe, sie im zweiten Bande dieser Briefe so weit genügend und treffend zu liefern, daß die strengste Kritik nicht Ursache haben würde, über unerwiesene Annahmen zu klagen. Allein ich will die Ordnung meines Werkes nicht umkehren, und wiewohl ich im Geiste eines streng abgeschlossenen Systems arbeite, so macht doch der Reiz wechselnder Darstellung sein Recht geltend, und bestimmt mich, hier eine Wahrheit zu anticipiren, vor deren gründlichsten Nachweisung ich nicht im Geringsten mich scheue. Also weiter!

Der von der Selbstthätigkeit ausgeschlossene Geist des Oesterreichers geräth in tiefe Verlegenheit; er weiß nichts Gescheidtes mit sich anzufangen; er ist

da, und dennoch erklärt man ihn für unnütz, unzeitig, unreif. Das beschämt ihn, und er zieht sich ins Innere des materiellen Lebens zurück, ja man drängt ihn sogar mit Hülfe der polizeilichen Gewalten dahin. Glaubt man wohl, er könne, er werde sich ruhig verhalten, und nicht vielmehr seinem Wesen entsprechend handeln, wenn auch unscheinbar, auf den sonderbarsten Umwegen nach Vollendung seiner Aufgabe streben? Das hieße den Geist und seine unendliche Spannkraft gewaltig verkennen. Er wird als reizendes Symptom auf dem edelsten Punkte des Organismus sich äußern, dadurch einen Krankheitsfall veranlassen und diese Gelegenheit des bisher blühenden und kraftvollen Ganzen benützen, um sich in seiner angemessenen Bedeutung zu entwickeln. Der geächtete Geist wird sich dazu hergeben, die Genußliebe bis zur materialistischen Genußsucht zu steigern, er wird sich verkappen, wie Brutus, und nicht eher ruhen, bis der Organismus restaurirt, oder wohl gar dem Tode verfallen ist. Er wird die Genußsucht schärfen, bis sie in völlige, impotente Blasirtheit umschlägt. Mit diesen Worten ist die sittliche Lage der Hauptstadt, wo dieser Proceß zunächst vorgeht, vollkommen characterisirt, und zugleich der Einfluß, der auf das Leben der Monarchie hiedurch entstehen muß, angedeutet.

Die mächtigsten Vehikel der corrumpirenden Thätigkeit will ich in den folgenden Briefen bezeichnen.

Dritter Brief.

Hohe Aristokratie.

Mit Vergnügen gestehe ich vorhinein, daß ich durchaus kein Freund der Aristokratien bin. Alle staatspolitischen Theoretiker, welche die Nothwendigkeit einer starken und maßhaltenden Aristokratie bisher behaupteten, haben mich nicht zu überzeugen vermocht, daß diese Institution mehr sei als ein nothwendiges Glied in der Entwicklungsgeschichte der verflossenen Jahrhunderte, daß sie aber heutzutage nicht einmal als ein nothwendiges Uebel betrachtet werden könne, indem es kein geistiges Uebel gibt, welches der Geist nicht selbst wieder zu beheben vermag, wodurch natürlich der Begriff der Nothwendigkeit eines solchen, als absurd, zerfällt. Die vielgerühmte Aristokratie des Geistes kann wohl selbst nur insofern gelten, als in ihr die Idee einer Priesterschaft der Freiheit enthalten ist. Also wie gesagt, ich bin kein Freund der Aristokratie im Allgemeinen und Besondern; ich bestreite ihre Unentbehrlichkeit im Staatsleben mit aller

Kraft einer reinen Ueberzeugung, ich desavouire sie, insofern sie mehr als Mumie, ein lebendiges Moment der Gegenwart sein will; ich finde die Grenzenlosigkeit der Abneigung, welche sich bei der bloßen Erwähnung ihres Namens in allen jugendlich gesunden Gemüthern erregt, gar wohl erklärlich; ich weiß ferner, daß die Stunde der ewigen gerechten Vergeltung noch nicht geschlagen hat, und daß der Jahrhundertzeiger an der Weltuhr der Geschichte langsam fortrückt, allein ich bin zugleich fest überzeugt, daß dies alles so viel wie gar nichts bedeutet, wenn man nicht das Wesen der hiesigen Aristokratie genau und mit jener Ueberwindung, welche sich die Studierenden der Medizin aneignen müssen, wenn sie einen Cadaver seciren, beobachtet und ergründet hat.

Die polnische Aristokratie war gewiß ihrem Lande nicht vortheilhaft, indem sie gewissenlos und barbarisch in den Eingeweiden desselben herumwühlte, durch ihre Zwietracht, ihre Entartung, ihren tyrannischen Willkürgeist das Schicksal desselben für alle Zeiten kompromittirte. Sie war schlecht, grundschlecht, aber doch thätig. Die Thätigkeit zeugt allemal von Lebensberechtigung. Aber Passivität des Schlechten ist Gestank der Fäulniß, unerträglicher selbst als der Geruch vom Schweiße und Blute gepeinigter Bauern.

Blicken wir auf England, dessen Verfassung trotz Reformbill, Preßfreiheit und Habeas Corpusacte eine

wesentlich aristokratische Grundlage hat! Mit welcher Geschicklichkeit wußte die dortige Aristokratie zu manövriren, um nach einer Reihe kluger, freilich erst nach außerordentlich zähem Widerstande bewilligter Commissionen, immer doch den Standpunkt der obersten Leitung der Staatsgeschäfte zu behaupten. Wie bewundernswerth fein waren sie nicht, diese, im Grunde ihrer Seele unaussprechlich hochmüthigen Mylords! Wie trefflich wußten sie das unglückliche hungernde Volk am Gängelbande ihres Parlamentseifers bis zur jetzigen Stunde hin, her zu führen! Die Fülle der außerordentlichen Thaten, welche sie in allen Welttheilen vollbrachten, und die tief berechnete Umsicht, womit sie bei all dem zu Werke gingen, hat wohl manchen oberflächlichen Kopf verleitet, in der Institution ein Werk politischer Weisheit, ja Nothwendigkeit zu erblicken, was doch keineswegs der Fall ist, indem alles Verdienstliche auf Rechnung des Taktes der Mitglieder zu schreiben kommt. Das Institut selbst wird dem allgemeinen Schicksale nicht entgehen, und das stolze Schiff, welches bisher den Stürmen der Jahrhunderte Trotz bot, in nicht gar zu ferner Zeit, als Wrack von den Wellen herumgeschleudert werden. Ich habe mit diesen Beispielen zwei Extreme aufgestellt: Eine höchst ungeschickte und rücksichtslose, sodann eine eben so gewandte, als für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes bedachte

Aristokratie, und man sollte nicht glauben, daß es möglich sei, auf dieser Scala mit dem Finger noch weiter hinabzurücken, und endlich auf einen Punkt zu stoßen, wo der letzte Funke politischer Thätigkeit ganz und gar im unwürdigen Sybaritismus erlischt.

Das System hatte die Unbequemlichkeit einer starken und selbstständigen, einer konsequenten und politisch eingreifenden Aristokratie in allen Theilen der Monarchie zu sehr fühlen und fürchten gelernt, und nie dulden wollen, daß ihm von dieser Kaste die Lust des Herrschnes geschmälert würde. Die Stände der deutschen Erbstaaten, welche jetzt in der tiefsten politischen Verfallenheit schmachten, ohne sich übrigens deshalb sonderlich zu kümmern, waren in frühern Jahrhunderten nicht selten die Essen der Opposition und der bewaffneten Schilderhebung. Daher wurde allmälig an der Schmälerung ihrer Privilegien und ihrer Depravation gearbeitet, bis die lebenskräftigen Stämme zu nichts mehr gut waren, als umgehauen und zu Stützpfeilern des absoluten Thrones verwendet zu werden.

Man nahm ihnen ihren selbstständigen Antheil an den Staatsgeschäften, man besteuerte und unterwarf sie den Normen eines und desselben bürgerlichen Gesetzbuches, man lüpfte ihren Unterthanen das Halstuch und stellte einen Schein von Rechtsgleichheit her; man verfuhr unnachsichtig und streng gegen sie, wenn

sie sichs in den Sinn kommen ließen, dem Hofe zu opponiren. Das benahm ihnen die Lust, ihre Finger in das politische Feuer zu stecken.

Man wollte ihnen, den Wölfen des Mittelalters, die Zähne ausbrechen, um sie jetzt als wachsame Doggen an der Schwelle des Legitimitätstempels zu verwenden.

Das System, welches ihnen so bedeutende Privilegien entzogen hatte, suchte sie auf der andern Seite möglichst zu entschädigen. Es übertrug ihnen die Präferenz bei der Verleihung der höchsten Civil- und Militairchargen — es gab ihnen eine ausschließend privilegirte sociale Stellung, und sicherte ihre Existenz durch Fideicommisse und Majorate — es verwies sie endlich auf den Lebensgenuß, auf das süße Wiegen des Geistes im Blumenbette der Frivolität, welche auf stete Steigerung und Verfeinerung der pikanten Reize bedacht sein mag. So viel ist gewiß, wenn die österreichische Aristokratie auch der Freiheit, welche sie im Mittelalter genoß, in der Gegenwart ermangelt, so ist sie demungeachtet vor allen andern Ständen ausgezeichnet und beneidenswerth hingestellt. Doch finde ich nöthig, zu bemerken, daß hier einzig und allein von jener höchsten Branche der Aristokratie, welche die nothwendige Ahnenzahl aufzuweisen vermag, mithin ihre Titel beileibe nicht irgend einem neuen plebejischen Verdienste dankt, die Rede ist. Die Ueber-

gänge zum Volk sind durch eine Masse verschiedener Zwischenglieder vermittelt, deren Stellung übrigens theilweise nicht die brillanteste ist, indem sie von den untern Ständen wenig beneidet, von den obern wenig geachtet werden.

Was das politische Eingreifen der angestellten Aristokraten in das Getriebe des Staates, so wie die nähere Beleuchtung ihrer bürgerlichen Vorrechte anbelangt, so will ich vorläufig darüber hinweggehen, und diesmal nur ihr Privatleben, den Stand ihrer intellectuellen und sittlichen Cultur vor dem Auge des Lesers fixiren. Die physische Erziehung der Aristokraten beginnt schon mit einer Abweichung von den Regeln der Natur. Ich glaube nicht, daß es unter den Damen der sogenannten haut volée zwei bis drei Mütter gebe, welche sich dem Geschäft, ihre Kinder selbst zu säugen, unterziehen. Daß es unfehlbar seine üble Rückwirkung haben müsse, wenn man einen so deutlich gegebenen Fingerzeig vernachlässigt, daß jede Verletzung dieses Naturgebotes sich früher oder später räche an den Müttern, wie den Kindern, wird noch wenig begriffen, denn der Natur-Gottesdienst ist weder bei den Hohen noch bei den Niedern sonderlich im Schwunge. Die momentane Bequemlichkeit, welche den Frauen hiedurch erwächst, entscheidet einzig und allein. Bei der Wahl der Ammen wird allerdings auf gesunde physische Beschaffenheit gesehen, und unter

diesem Gesichtspunkte mag es für manches Kind vortheilhafter sein, wenn es von einer fremden Person, als von der hysterischen Mutter gestillt wird. Aber gänzliche Rücksichtslosigkeit findet in Bezug auf den psychischen Zustand der Amme statt; und doch kann das unmöglich ganz gleichgültig sein.

Kaum beginnt das Kind zu lallen, so üben sogleich französische Bonnen ihre Kunst an ihm. Es ist bemerkenswerth, daß es darunter verhältnißmäßig sehr wenig ächte Französinnen giebt. Meistens treiben industrielle Schweizerinnen dieses Geschäft; Schweizer waren es, welche um Geld allen Potentaten, allen politischen Interessen dienten. Sie lieben ihre Heimath, und bekommen Heimweh, doch vergessen sie schnell darauf, wenn man ihnen mit einem Beutel Ducaten um die Ohren herumklimpert. Die Franzosen machen bei weitem nicht so viel Federlesens mit ihrer Vaterlandsliebe, aber sie waltet inniger und glühender in ihren Herzen. Sie trennen sich ungern von ihrem Lande, und fühlen sich selten anderwärts heimisch. Eine Französin fühlt sich frei, und könnte sich daher keineswegs in jenen Beziehungen der chinesischen Ständesubordination, welche hier eingeführt ist, gefallen. Es könnte ihr wohl gar beifallen, den durchlauchtigen und hochgebornen Söhnleins und Töchterleins radicale Grundsätze einzuflößen; die Franzosen haben nun einmal diesen abscheulichen Apostelgeschmack,

und bei einer Nation, welche die Georges Sand erzeugte, können auch wohl die Weiber gefährlich einwirken. Die Nachfrage ist also in diesem Falle, wie das Anboth, nicht bedeutend.

Das Kind wächst heran. Ist's ein Knabe, so wird er einem Erzieher anvertraut, von dem man voraussetzt, daß er in nützlichen Kenntnissen bewandert, vor Allem aber von den sogenannten bons principes durchdrungen sei. Diese bestehen darin, daß in seinem Wesen, in seiner Methode, in seinem gesammten Benehmen sich jene Devotion, jene Anerkennung der aristokratischen Superiorität ausspreche, welche die frevelhafte Welt — natürlich außerhalb der österreichischen Gränzen — von Tag zu Tag lebhafter bestreitet. Die geringste democratische Nüance würde den armen Gouverneur augenblicklich um sein Brod bringen; was bleibt ihm demnach übrig, als zu heucheln, wenn er nicht schon ursprünglich eine bornirte Knechtseele, oder mindestens ein gedankenloser Flachkopf ist? In welch' schiefe Stellung ein redlicher Mann gerathen muß, wenn er seine Grundsätze nicht ganz verläugnen will oder kann, wie es sein Gewissen bedrücken mag, wenn er die bösen, despotischen Neigungen, die weichlichen üppigen Gelüste seines Zöglings reifen sieht, und nicht sich vermessen darf, mit scharfer, ausrottender Strenge dagegen zu Felde zu ziehen, weil die, selbst in Weichlichkeit aufgezogenen

Eltern, unkundig der Mühen und des Ernstes im Leben, vor jedem Schmerz zurückbeben, und daher kein Thränchen ihrer Sprößlinge ohne Rührung fließen sehen können, will ich nicht näher erörtern.

Die Mühe des bravsten Erziehers belohnt sich äußerst selten. Er vermag ja bloß negativ zu wirken. Seine Lehren, sein Unterricht bilden meistens einen ungenügenden Damm gegen das große, mächtige Beispiel, welches die Kinder der Aristokraten hauptsächlich bestimmt. Dieses Beispiel ist die Stellung, das Verhältniß der Umgebung zu ihren Eltern. Sei es der Dienerschaft immerhin verboten, sich vor den Kindern zu beugen, oder auf ihre eigensinnigen Wünsche zu achten, diese sind pfiffiger, voraussichtiger, als man denkt. Sie lernen einsehen, daß auch sie berufen sind, dereinst auf der Höhe eines vergnügten, sonnigen Daseins, umrungen von einer Menge dienstbeflissener Larven, dahinzuschweben, zu befehlen, niemals zu gehorchen, als so lange und insofern sie dem Zwange dienstlichen Gehorsams sich fügen wollen, ihre Phantasien und Launen zu befriedigen, dem Troß der Menschheit zu imponiren, und alles dem Moment ihrer Geburt, mithin dem Zufall oder einer dunklen Fügung, Nichts ihrer eigenen Anstrengung zu verdanken. Zehnjährige Knaben und Mädchen gelangen leicht zu diesem Apfel der Erkenntniß; sie beißen lächelnd darein, und sie sind für ewig der Sünde des aristokratischen Hochmuths verfallen.

Daß eine außerordentliche Energie des Geistes dazu gehörte, wenn sich in dem jungen Aristokraten die reine Idee der Menschheit selbst entwickeln sollte, das versteht sich bei der Wucht der hemmenden Einflüsse von selbst. Nur Wenigen, sehr Wenigen war bisher ein solcher Durchgang aus der Nebelschichte des Dünkels zum Anschauen der Freiheitssonne gegönnt, und dies kann wohl der Natur der Sache nach gar nicht anders sein. Die Menschheit findet sich am schnellsten im Leid zurecht. Diejenige Klasse, welche die Last des gegenwärtigen socialen Gebäudes auf ihren Schultern zu tragen hat, ist bei weitem die gerechteste. Sie will und begehrt nichts, als Gleichheit der Rechte; indem sie sich erhebt, beabsichtigt sie nichts, als eine Theilung zu gleichen Maßen. Es fällt ihr nicht im Traume bei, das Verhältniß umzukehren, und die Glücklichen, welche jetzt mit lüstern schnalzenden Lippen das Mark aus ihren Knochen saugen, in dieselben Ketten zu schlagen, womit sie mühselig und jammernd sich herumschleppt. Der höheren Bildung entbehrend, von Leidenschaften und Leiden fieberhaft geschüttelt, sich selbst überlassen, schwebt ihr das entstellte, aber in seinen Grundzügen unverkennbare Bild einer vernunftgemäßen Rekonstruction der Gesellschaft beharrlich vor der Seele. Ihr gegenüber will man die Ungerechtigkeit; sie aber will die allgemeine Gerechtigkeit. Zahllose Sophismen werden

umhergestreut, um sie zu verwirren, zu betäuben, irre zu leiten; sie läßt sich auch jetzt noch das theure Bild nicht aus der Seele reißen, bewahrt es dort bis zur guten Stunde, und bekämpft die Sophisten der Gewalt durch ihr reines Gefühl. Hier haben wir einen der schönsten Triumphe der menschlichen Natur, ein schwaches, umflortes Wissen, mehr ein fernes Ahnen der künftigen, glückseligeren Weltordnung, aber ein glühendes und unerschütterliches Gefühl, während der Aristokrat, dem alle Schätze des menschlichen Wissens, der irdischen Kunst zu Füßen liegen, dem sein Standpunkt die Uebersicht erleichtern könnte, meistens wie erblindet vor sich hinstarrt, und im Genusse seiner Herrlichkeit den erbärmlichen Troß der Menschheit gar nicht zu bemerken scheint. Ein höchst wesentliches Uebel in der Erziehung der hiesigen Aristokraten besteht hauptsächlich in der Einförmigkeit des Unterrichts, welchen sie empfangen. Alle erhalten dieselbe Dressur, als ob nicht jeder Einzelne seine besonderen Anlagen auf die Welt mitgebracht hätte. Ein bestimmtes Talent zur Aristokratie vorauszusetzen, ist bisher noch Keinem eingefallen. Demungeachtet wäre dieser Gedanke einer weiteren scharfsinnigeren Bearbeitung nicht unfähig, und es nimmt mich außerordentlich Wunder, daß die bisherigen Lobhudler und Vertheidiger des Adels nicht aus der, durch die Welle des Bluts fortgepflanzten Gewohnheit des Herrschers einen besonderen aristo-

kratischen Trieb zu deduciren versucht haben! Zu dem starr behaupteten historischen Rechte gesellte sich sodann der natürliche Drang — ein Gewicht in der Wagschaale mehr. Paradoxer wäre die Behauptung in keinem Falle, als die berühmte Steffens'sche, daß der Adel sein Genuß statt der Arbeit diene. Die Liberalen dagegen würden sich veranlaßt fühlen, um so schärfer und nachdrücklicher gegen das Institut zu reagiren, weil sie nicht bloß ein abstraktes, sondern auch fleischlich eingerottetes Uebel zu bekämpfen hätten. Die Standeswahl der österreichischen Aristokraten ist bei der Einförmigkeit ihrer Bildung schnell getroffen. Die Majoratsherren und die wohlhabenden Appanagés begnügen sich mit der Verzehrung ihrer Renten; diejenigen, welche vom Glücke minder bedacht sind, greifen zum Staatsdienste, sei es nun in der Administration oder im Militair. Der Unterricht, welchen sie genossen, erstreckt sich höchst selten auf specielle Zweige; die Naturwissenschaften, die Industrie, der Handel, eine umfassende Kenntniß der Literatur, die meisten Zweige der Kunst bleiben ihnen gänzlich fremd; das französische Idiom, ein bischen verballhornte Geschichte und die oberflächliche Kenntniß der vaterländischen Rechtsverfassung genügen nicht, um vor ihrem Geiste eine ausgedehnte Perspective zu entrollen. Aeußerst selten erwacht in Diesem oder Jenem ein gewisser Dilettantismus, der zwar, so lange nicht die eigentliche

Nöthigung, sich einem Fache ausschließend durch das ganze Leben zu widmen, hinzutritt, meistentheils eine taube Blüthe, demungeachtet aber doch schätzenswerther ist, als ein reines Schlaraffenleben.

Treten sie in Staatsdienste, so lassen sie sich das Leben demungeachtet nicht sauer werden; sie finden eine Menge Schmeichler und Augendiener, welche es sich zur unaussprechlichen Ehre rechnen, ihren Rücken herzuleihen, und die Last unangenehmer Geschäfte zu übernehmen und zu fördern. Sie steigen meistens geschwind von Stufe zu Stufe, und erwerben sich einen scheinbaren Anspruch auf schnelleres Avancement dadurch, daß sie während ihrer ersten Dienstjahre keine Besoldung annehmen; sind sie jedoch einmal Hofräthe geworden, so müssen sie den betreffenden Gehalt nehmen, weil unbesoldete Hofrathsstellen nicht systemisirt sind.

Im Militairdienste kommen ihnen ihre Appanagen trefflich zu statten, um ihre unbegüterten, bürgerlichen Kameraden sich auf feine Weise unterwürfig zu machen. Sie veranstalten Bankette, Jagden, Spazierfahrten, machen weitläufige Urlaubsreisen, kümmern sich blutwenig um den Dienst, und ich behaupte gewiß keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß, im Falle eines ausbrechenden Krieges, wo der Tod dem Soldaten doch etwas zu vertraulich ins Antlitz sieht, wenigstens die Hälfte dieser jungen Herren resigniren würde.

Sie lieben die Epaulette als ein glänzendes Abzeichen im Leben, aber sie lieben sie durchaus nicht zum — Sterben.

Man halte mir nicht das Beispiel der alten Aristokraten entgegen, die bekanntermaßen des Lebens sich freuten, aber den Tod auf dem Schlachtfelde nicht scheuten. Diese kämpften um ihr eigenes politisches Interesse, oder wenn sie dem Heere ihres Souverains sich anschlossen, so thaten sie es als freie Männer, und waren genährt mit einem freilich blöden, aber stärkenden Gottvertrauen. Auch waren sie bei weitem nicht so entkräftet, verweichlicht und verbuhlt, wie die aus ihren Lenden hervorgegangenen Generationen. Das physische Element war in ihnen vorherrschend; das Capital der physischen Begabung haben ihre Nachkommen bereits mit dem Löffel der Sinnlichkeit aufgezehrt. Als die Stände in den Provinzen der österreichischen Monarchie noch einige positive Geltung besaßen, als sie nicht so ganz und gar auf die Sphäre des epicuräischen Schweinethums verwiesen waren: da gab es noch keine Fanny Elßlers, keine Primadonnen, keinen Champagner, und zahllose andere Reizmittel, welche jetzt das Leben der Hohen so pikant gestalten, mußten erst aus dem Schooße der schöpferischen Industrie, ja selbst der Kunst und Wissenschaft entwickelt werden. Ein so schimmerndes Leben zu lassen, fällt wahrlich! schwer.

Ob sich nun der österreichische Aristokrat eine Beschäftigung wähle, oder unthätig im friedlichen Revenüengenuß verharre, die unveränderliche Achse seines Daseins bleibt beständig die Freude. Diese Richtung tritt desto entschiedener hervor, je begüterter derselbe ist. Durch die Institutionen der Majorate und Fideicommisse ist übrigens hinreichend gesorgt, daß der reichste Industrielle oder Handelsmann meistens doch im Rückstande bleibt, wenn er die ungeheuren Vermögensmassen, welche sich in den Händen der begünstigten Aristokraten koncentriren, mit seiner Habe vergleicht. Dieses konsequent aufrecht erhaltene Verhältniß bewirkt, daß der Luxus, welchem der Adel fröhnt, den Ton, welchen er angiebt, die Mode, welche er zur herrschenden erhebt, von der Masse der Genußsüchtigen in allen übrigen Ständen als mustergebend betrachtet wird. Die österreichischen Aristokraten sind daher nicht bloß die Ersten, sondern sogar Monopolisten und Vorläufer im Reiche des Genusses. Sie erfinden, und die Menge ahmt nach, ihre Beispiele greifen gewaltig durch. Wer dies läugnen wollte, der könnte auch nicht einen Tag in der Residenz zugebracht haben.

Hier, wo die höchsten und begütertsten Familien aus allen Winkeln der weitläufigen Monarchie zusammenströmen, wo zum Reiz des Genusses noch der Wetteifer, sich zu überbieten, hinzutritt, hier zeigt

sichs mit unabweislicher handgreiflicher Bestimmtheit, in welchem Genre die Classe sich mit der meisten Vorliebe und Gewandheit bewegt. Jeder Tag des Frühlings, Herbstes und Winters treibt eine Masse bunter und flimmernder Erscheinungen auf die Oberfläche des Residenzlebens. Man hört glänzende Equipagen dahinrasseln; sieht Reiter auf schmucken Rossen fliegen; endloser Modewechsel in Kleidung und Schmuck beschäftigt das staunende Auge; man hört von feenhaft üppigen Soireen; Maitressenangelegenheiten, Liebesgeschichten, Redouten, Bälle, Theaterenthusiasmus, theure Cigarren, üppige Dejeuners, Bartmoden, Hunde, und vor allen andern Dingen eine systematische Jagd nach allen hübschen Mädchen und Frauen, welche mit Hülfe der sogenannten Schwerenothsmütter, oder wenn es sein muß, auf zartere Weise gewonnen werden, das sind so ziemlich all' die Elemente, aus welchen das Leben manches Aristokraten comme il faut gewoben ist.

Nicht eine Woche vergeht, wo die Stadtfame nicht ein Histörchen, welches auf eine oder die andere dieser saubern Rubriken Bezug hat, zum Besten gäbe. Aber Monate und Jahre und Jahrzehende verstreichen, eh' eine wahrhaft großartige Handlung, ein erhabener Wohlthätigkeitsakt von den Herren auf diesem Wege bekannt wird. Oder glaubt man, daß die treulose Fama bloß einseitig das Böse auffange, das

Gute hingegen mit Stillschweigen übergehe? Es ist nicht wahr; der Fama ist alles Auffallende eine willkommene Beute. Fiele es einem der hochgebornen Glücksgünstlingen ein, den Retter einer verarmten Familie zu machen, und die herben Thränen des Elends zu trocknen, glaubt man wohl, die Lippen der Geretteten würden sich binden lassen, und das hochherzige Werk nicht allenthalben verkünden? Unter allen Partikuliers der Residenz, welche zur vordersten Linie der Reichen gehören, Aristokraten wie Nichtaristokraten, genießt Herr Salomon Rothschild den Ruf des vorzüglichsten Wohlthatenspenders. Kann aber der Reichthum dieses Mannes, insofern er nämlich als Rentier, und nicht als Mitglied des kolossalen Handelshauses betrachtet wird, mit den unermeßlichen Revenuen eines E....., eines L..... verglichen werden? Was thun diese und ihresgleichen für das Elend? Ihre Frauen sind etwa Theilnehmerinnen des sogenannten Damenvereins, der aus den splendidesten Namen der Monarchie zusammengesetzt, fast jährlich zu besserer Füllung seiner Kassen, Akademien und Lotterien veranstaltet, und so die Pflicht der Wohlthätigkeit zum Theile auf die weit minder begüterten Stände hinüberwälzt. Der Wiener selbst ist nicht ohne Hang zum Geben, er fühlt sympathisch mit dem Leidenden. Wenn nun bei einem allgemein erschütternden Unglücksfall, bei einem Brande, einer Ueber-

schwemmung u. dergl. die Theilnahme der Bevölkerung angeregt wird, so folgen zwar auch die Aristokraten dem allgemeinen Zuge, allein sie setzen eben keine andere Force darein, an der Spitze der Gebenden in jenem Verhältnisse, welches ihres Einkommens würdig wäre, zu erscheinen. Sie, die sonst Allübertreffenden, Allüberflügelnden werden in solchen Fällen jedesmal durch Rothschild und Sina, die, wie gesagt, als reine Rentiers, mit vielen österreichischen Majoratsherren nicht parallelisirt werden können, in Schatten gestellt. Es ist die schlechteste Ausflucht, hinter welche sich die Aristokraten verschanzen können, wenn sie sagen, die Großmuth dieser Banquiers entspringe ihnen gegenüber aus dem unlautern Quell der Rivalität. Gleichviel! Wohlthätige Prahlsucht ist allemal doch schätzenswerther, als Knauserei des Verschwenders, wenn es menschenfreundliche Zwecke gilt. Aber die Aristokraten sind größtentheils verschuldet, und vermögen nicht momentan über so bedeutende Summen zu verfügen, wie ein Banquier, durch dessen Hände im Laufe des Jahres Millionen roulliren, so höre ich von einer anderen Seite mir entgegnen! Falsch, Falsch! Fürs erste giebt es neben mehreren derangirten Familien eine Menge anderer, deren pekuniäre Verhältnisse sich im geordnetsten Zustande befinden, fürs zweite ist es noch keinem Aristokraten ersten Ranges mißlungen, sich Credit zu verschaffen, sobald er nur ernstlich wollte.

Majorate sind zwar nicht unsterblich, wie der Staat, aber ihre Lebensdauer fällt doch meistens mit jener des absoluten Staates zusammen. Endlich, woher die Verschuldung so unermeßlicher Revenüen?

Für die Pflege der Kunst geschieht von Seite der hohen Familien fast eben so wenig. An den Umbau ihrer ziemlich geschmacklosen noch aus alter Zeit herstammenden Palläste, denken sie nicht im Geringsten. Viele bewohnen Miethhäuser. Der überreiche Herzog von Koburg-Kohary ließ in letzter Zeit ein Palais auf der Höhe der Wasserkunstbastey bauen. Es ist jedoch nichts weniger als ein architektonisch-bedeutsames Werk, und präsentirt sich von der Glacisseite nicht sonderlich. Die Fronte einer Vorstadt würde es außerordentlich verschönert haben; auf dem Punkte, wo es sich befindet, verfehlt es Eindruck zu machen. Unter allen übrigen, im Werk begriffenen Wiener Bauten befindet sich ein einziges Familienpalais, das Lichtenstein'sche in der Herrngasse, welches nur langsam der Vollendung entgegenschreitet. Und doch, wie unendlich viel könnten etliche solcher Herren, wenn es ihnen beifiele, nur ein klein wenig Baulust der großen Summe ihrer sonstigen Leidenschaften beizugesellen, für die Verschönerung der Residenz wirken. Das Verdienst, welches sich ehemalige Schwarzenbergs und Lichtensteins um das Vergnügen des Publikums durch Gründung öffentlicher Gärten er-

warben, findet heutzutage keinen einzigen Nachahmer. Das bezaubernd schöne Arrangement, welches z. B. der verstorbene Fürst von Lichtenstein, der sogenannten Brühl, einem herrlichen Thale nächst Mödling, zu Theile werden ließ, indem er den idillisch-melancholischen Typus desselben noch den Reiz der Kunstschöne durch Ruinen, Pflanzungen, alterthümliche Denkmale, vortreffliche Spazierwege und sinnige Gruppirung aller vorhandenen Natureffekten hinzufügte, ist unstreitig ein löbliches Werk, und zahlreiche Tausende, welche sich an der hohen Schönheit des Thales erquickten, indem sie auf ihrem ländlichen Ausfluge frische Luft, frische Kraft und frische Gefühle einsogen, haben gewiß nicht ohne Dankbarkeit des Mannes gedacht, der die angestammte Herrlichkeit des Thales noch genußbarer zu machen bemüht war. Ist in neuerer und neuester Zeit auch nur ein Beispiel dieser Art wieder zum Vorschein gekommen?

Wenn man die hohen, luftigen Gemächer der glücklichen Hohen durchwandert, so findet man Alles, was das Leben zu schmücken, zu verüppigen und Lust zu spenden vermag. Herrliche Möbel, nach dem Gesetz der letzten Mode, schwellende Sophas, die mit Aether gefüllt zu sein scheinen, schwere prachtvolle Vorhänge, krystallene Kronleuchter, eine lukullische Verschwendung des Goldes und Silbers, mit einem Worte, die überschwengliche Fülle dessen, was die Sinne erfreut, ist

hier zu schauen, eine raffinirte Sorge für das geringste Bedürfniß giebt sich kund, aber größtentheils sind die Wände kahl, nur selten mit einem Gemälde geziert. Die Malerkunst sollte, wie billig, von den luxusliebenden Großen mit Vorliebe gepflegt werden; denn sie liefert ihnen das Material, ihre Hallen auf eine zugleich würdige und augenfällig blendende Weise zu schmücken. Der Luxus sollte mit Gier nach ihren Erzeugnissen greifen; denn er bekommt ja dadurch Gelegenheit, guten Geschmack zu zeigen, und sollte nichts mehr scheuen, als den Vorwurf, er sei innerlich nichtig und geistesarm, indem er sodann aufhört, ein Gegenstand verdienter Bewunderung zu sein, und höchstens dem Neide den Schnabel wetzen und den Stachel schärfen hilft. Allein der hiesige Luxus scheint alles höhere Selbstbewußtsein verloren zu haben. Man fröhnt ihm mit vollendeter materialistischer Hingebung, und denkt nicht im Geringsten daran, irgend einen Sinn, eine Unterlage dem wirren Treiben zu verleihen. Die wenigen Mäceen, deren die bildende Kunst sich hier erfreut, sind zerstreut in allen Ständen, lassen sich beinahe an den Fingern herzählen, und fühlen keinen Drang, die Künstler zu höheren Conceptionen anzueifern, so daß diese um der lieben täglichen Atzung willen genöthigt sind, ihr Talent in Portraits, saftlosen Genrebildfabrikaten und blassen Naturkopieen zu zersplittern. Die guten Mäceen bilden

sich überhaupt nicht wenig darauf ein, die kunstprotegirende Rolle zu spielen; statt einem vielversprechenden Talente eine bequeme Sphäre der freien Beweglichkeit zu öffnen, glauben sie sich vielmehr berechtigt, den Künstler mit ihrem einseitigen Geschmacke zu imprägniren, und kaufen blos Bilder, welche ihnen zusagen, ohne besondere Rücksicht auf die höhere Weihe und Freiheit des Genies, worüber sie sich eben nicht gerne belehren lassen. Ein Kunstfreund von echtem Schlage muß seine Ansicht, seinen Privatgeschmack dem Walten des Künstlers, zu welchem er einmal Vertrauen faßte, geradezu unterordnen; er darf ihm seine Schöpfung nicht dictiren, vorhinein begrenzen wollen, sonst kommen bloß Zwitterresultate zum Vorschein. Doch wie selten, wie äußerst selten sind in den Reihen der höchsten Aristokratie überhaupt Gönner der Kunst zu treffen! Wie herb fallen die Urtheile der einheimischen Künstler in dieser Beziehung, und mit vollem Rechte! Was zeitweise angekauft wird, ist für die bereits seit Jahren bestehenden Familiensammlungen bestimmt, und den Kauf zu leiten, ist meistentheils Sache des Galleriedirektors oder irgend eines Beauftragten. Ja, wenn Ranftl lebendige Hunde und Ammerling lebendige Orientalinnen malte, dann stände die Sache freilich besser!

Unter allen Künsten wird die Musik mit dem eifrigsten Dilettantismus getrieben; demungeachtet ist

nicht ein Beispiel, daß ein opulenter Gönner sich eines armen und hülflosen Compositeurs angenommen hätte, bekannt. Der Musikgeschmack selbst ist bis zum Grade der gemeinsten Frivolität herabgesunken, und hat blos zwei Pole: den Walzer und die italielienische Roulade. In dieser Tendenz stimmt die Masse der Vornehmen und Nichtvornehmen vollkommen überein; bloß ein täglich mehr zusammenschmelzendes Häuflein inniger Kunstverehrer, größtentheils dem Mittelstand angehörig, hält das Banner des Schönen noch einigermaßen aufrecht.

Unter solchen Umständen ist überhaupt kein ächtes Mäcenatenthum denkbar; fände ein Versuch dieser Art statt, so wäre es eitel Protectionsmacherei, und das Talent würde dadurch eher auf falsche Wege geleitet, statt wahrhaft gekräftigt und gefördert zu werden. Allein, wie gesagt, es fällt Keinem bei, sich nur den Anschein dieses Strebens zu geben. Die hiesige haute volée glaubt das Aeußerste gethan zu haben, wenn sie die Sperrsitze in dem Concerte eines ausgeschrieenen Virtuosen um hohe Preise bezahlt. Unter den nächsten Vorfahren der gegenwärtigen aristokratischen Generation gab es Manche, welche, sich von politischer Wirksamkeit ausgeschlossen sehend und dennoch das Bedürfniß einer regen und mächtiger eingreifenden Thätigkeit fühlend, sich schätzbare Verdienste um die Errichtung vaterländischer Institute, um die Förderung

großartiger Unternehmungen erwarben. Daß Brünn dermal eine Fabrikstadt ersten Ranges in der Monarchie ist, hat sie lediglich den unablässigen Bemühungen des bekannten Grafen v. Salm zu verdanken; mit treffendem Blick erkannte er, daß dieser Punkt zur Pflege und Cultur der Schafwollwaarenfabrikation insbesondere geeignet sei. Graf Thun, Boucquoi u. s. w. sind allgemein geachtete, aber keine wienerschen Namen. Wer dächte nicht bei dieser Gelegenheit Anastasius Grün's, des edlen Grafen v. Auersperg? Man wird ferner den Grafen von Szechényi nennen! Nun wohl, er ist ein tüchtiger ehrenwerther Mann, hat dem Nutzen und der Blüthe seines Landes gewaltige Opfer dargebracht, und obwohl er in neuester Zeit als ein zwischen Reaction und Fortschritt schwankender Charakter dargestellt wird, so wird doch das Andenken der von ihm gestifteten Werke, z. B. der Donauschifffahrtsgesellschaft, das Casino in Pesth, der ungarischen Akademie zugleich mit seinem Namen auf die Nachwelt übergehen. Aber ist Szechényi nicht ein Magyare? Hat er sich nicht von dem Treiben der Wiener Aristokratie konsequent ferngehalten, wiewohl ihn seine Ahnen und seine Revenüen vollkommen berechtigt hätten, an dem fashionablen Schnickschnack derselben Theil zu nehmen? Die in Wien ansässigen Aristokraten gestatten wohl ein triftiges Urtheil über den Geist des gesammten Standes,

weil sie die Mehrzahl ihrer wohlhabendsten und angesehensten Glieder bilden. Allein deshalb soll nicht geläugnet werden, daß es in den Provinzen manche ehrenwerthe Ausnahmen gebe, daß namentlich Ungarn und Böhmen etwelche Aristokraten erzeugt haben, deren Horizont allerdings weiter reicht, als jener der Simmeringer Ebene, wo die beliebten Pferdewettrennen gehalten werden, und daß sich dort überhaupt in allen Ständen ein denkwürdiger Keim künftiger Entwickelungen zu fixiren beginne, deren Einheit bei der buntesten Verschiedenheit der Tendenzen darin bestehen wird, gegen die Ueberwucht der Hauptstadt zu reagiren. Unser Gesichtspunkt ist demnächst Wien. Unstreitig hat diese Stadt seit ungefähr einem Decennium außerordentliche Fortschritte im Reiche der Industrie gemacht. Ein Aufschwung hat stattgefunden, der in kurzen Fristen zwei bedeutende Eisenbahnstrecken in's Leben rief. Ein Gewerbsverein wurde gegründet. Man forscht nach rationalen Gesichtspunkten, um die ferneren Bewegungen der Fabrikation und des Handels entsprechend zu leiten. Man wirft seine Blicke wohl gar nach den Küsten ferner Welttheile. Hat wohl irgend ein Stand an der Förderung dieser Interessen nur entfernten Antheil genommen, als eben der handeltreibende Mittelstand? Das ist sein Beruf, wird man sagen. Gut, er hat ihn solchergestalt redlich erfüllt. Würde es aber den Aristokraten nicht

zu hohem Ruhme gereichen, und das eigenthümliche Vorurtheil, welches den Schwerpunkt ihrer Existenz bildet, stützen helfen, wenn Manche bloß einigen guten Willen zeigten, ihre außerordentlichen Mittel zur Realisirung ähnlicher Zwecke zu verwenden? Aber das sind ja Dinge und Geschäfte, welche gänzlich außerhalb ihrer Sphäre liegen, wozu langwierige Vorbereitungsstudien erforderlich sind? Sie mögen sich unterrichten, so weit es Noth thut! Allein ihr bloßer guter Wille würde in manchen Fällen mehr bewirken, als die Einsicht des unvermögenden Einzelnen. Sie mögen ferner nachweisen, was die Sphäre ihrer Berufsthätigkeit eigentlich umfasse! Ists eitel Müßiggang und Genuß, so thut man wohl, von der Batterie des kostbaren Sprichworts: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen," zahllose Kugeln in ihr verrammeltes Lager voll üppiger Zelte zu schleudern. Daß „Müßiggang aller Laster Anfang sei," ist ebenfalls ein grundwahres Wort. Die Deutschen sind nun einmal so eigensinnig; sie mißtrauen weit eher den eigenen Augen als ihren Sprichwörtern. Es wäre um den Adel geschehen, wenn sie anfingen, diese auf ihn zu appliciren.

Allein ich hab's, ich hab's! Die Wiener Aristokraten sind durchgehends Philosophen. Warum nicht gar? Ja doch, Philosophen! Zur Hegelschen Schule bekennen sie sich eben nicht; ich wette, daß es eine

geraume Anzahl unter ihnen giebt, welche Hegeln für einen Berliner Pfeifenschneider halten würden, falls ihnen Jemand dies Märchen aufbinden wollte. Auch könnte ihnen der Geist des Hegelianismus in keinem Falle zusagen. Welches Gefühl müßte in ihrer Brust erwachen, wenn sie bedächten, daß ein Aristokrat und ein Jagdhund eigentlich Ausflüsse einer und derselben vereinigenden Idee sind.

Der Jagdhund ist nämlich zu dem Bewußtsein seiner aristokratischen Wolfsnatur noch nicht hindurch gekommen; er muß sich vorerst in einen Steuereinnehmer transsubstantuiren, um sich endlich in seiner letzten ahnenreichen Glorie zu entwickeln. Das Zusammenwerfen aller Stände und Menschenarten in einen Topf, würde ihnen sehr wenig zusagen. Allein, es giebt irdische Gymnosophisten, welche die höchste Pflicht des Menschen in dem Streben nach kontinuirlicher Seligkeit, und diese Seligkeit in einem Genusse, dessen nähere Schilderung der Anstand verbietet, zu finden meinen. Diese Lehre hat hier außerordentlichen Eingang gefunden; es ist in dem Leben der vornehmen Welt ein stetes Zurückgehen, ein unaufhörliches Sichversenken in den Moment, dessen Schilderung, wie gesagt, der Anstand verbietet, zu gewahren, und das ist die Quintessenz der hindostanischen Weltweisheit, welche so süß und so leicht zu bethätigen ist, daß selbst Affen und Sperlinge sich nicht ohne

Glück darin versuchen. Doch, ernsthaft gesprochen, vermag wohl die Ueppigkeit und Trägheit andere Resultate zu erzeugen? Konnte man bessere Früchte von solcher Saat erwarten? Die geschlechtliche Verwilderung ist der Brennpunkt, in welchem alle übrigen corrumpirenden Einflüsse zusammenwirken. Sie ist, so zu sagen, die Krätze, in welcher sich die innere Zerrüttung der organischen Kräfte äußerlich ablagert.

Luther hatte wohl gut sagen: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, bleibt ein Narr sein Leben lang.“ Doch, wer nur Wein und Weiber liebt, und statt des Gesanges höchstens Pferde und Hunde in Gnaden annimmt, wie sollte wohl der mit Recht geheißen werden?

Drei Worte nenn' ich den Wienern inhaltsschwer — Die Welt hat mitunter dringend ihre Verwirklichung begehrt, aber es thut wahrhaftig kaum Noth, in diesen Wunsch hier einzustimmen, denn wonach die übrige Welt sich bisher fruchtlos sehnte, das besitzt der Wiener bereits im vollen Maße.

Emancipation der Juden. — Der Wiener sollte vielmehr den Himmel inbrünstig bitten, daß er ihn von den Juden emancipire. Der Jude beherrscht die Industrie, die Börse, den Handel, die Finanzen; er schnuppert lüstern nach dem Dufte aristokratischer Salonsfreuden, und um sich selbst diesen höchsten, bisher für unzugänglich gehaltenen Genuß anzueignen,

hat er viel Geld weggeliehen. Nun werden dem schlauen Judengeiste allerdings noch dicke Querstriche durch seine Rechnung gemacht. Aber dem größten Theil der Bevölkerung ist das alttestamentarische Netz bereits über den Kopf gezogen, und das Netz ist fest.

Emancipation der Frauen — Wiener Hausvaterwürde ist eine überaus seltene Pflanze; dagegen giebt es Ueberfluß an Pantoffelholz, und die weibliche Intrigue gedeiht vortrefflich im Schatten der Scheinheiligkeit und männlichen Kurzsicht. O, wahrlich, diese Männer thun sich viel zu viel Ehre an, wenn sie glauben, sie könnten die Frauen frei geben, da sie doch längst von ihnen bis ins tiefste heimlichste Innere der Seelen geknechtet sind.

Endlich, Emancipation des Fleisches — Ach, wenn es eine Emancipation des Rind-, Schöps-, Kalb- und Schweinefleisches von der drückenden und die Marktpreise so gewaltig vertheuernden Konsumtionssteuer wäre, dann wollte ich mit Enthusiasmus ausrufen: „Gebt, o gebt sie uns, diese vortreffliche Emancipation, das bratenkundige Wien wird euch Statuen und Altäre dafür errichten."

Soll es hingegen jene mechante von dem St. Simonisten Eufanti gepredigte, von Heine in poetische Musik gesetzte, von Mundt und Laube verdeutschte Emancipation des Geschlechtstriebes sein, dann behaltet die ingeniöse Idee für euch! Oder

kommt hieher, betrachtet unsere Praxis, erkennet, daß wir euch beiweitem voraus geeilt sind, und laßt uns in diesem Falle wenigstens den Ruhm, das Leben in eurem Sinne idealisirt zu haben. Solltet ihr aber einwenden, diese rohe Praxis sei von eurer ästhetischen Anschauung unendlich verschieden, so wollen wir hierüber nicht streiten; aber den Ruhm müßt ihr uns ungeschmälert lassen, daß nämlich die Emancipation des wilden Fleisches bei uns in hohem Grade vollbracht ist.

Die natürliche Folge der Convenienzheirathen, die Kälte, bewirkt den Hang nach verbotenen Freuden der Liebe. Aeußerst selten entwickelt sich aus solchen Verhältnissen ein reineres Gefühl, welchem zwar die Billigung der Welt, aber nicht immer die Sanction der heiligen Natur versagt bleiben mag. Das Grundwesen der ächten, hingebenden Liebe ist Schrankenlosigkeit; allein der Aristokrat bringt außer seinem sinnlichen Durste auch noch den Wust seiner engherzigen Absonderungsbegriffe mit. Im tiefsten Grunde seiner Seele fühlt er sich über den Gegenstand seiner Leidenschaft hocherhaben, d. h. die Geliebte wird zur Maitresse, die man nach Belieben benutzt, wegwirft und wechselt, wie ein Sacktuch.

Die unnatürlichen Combinationen, welche die Convenienzheirathen bewirken, streben beständig ihrer Auflösung entgegen, und da diese formell nicht erfolgen

kann, so breitet die Heuchelei ein frommes Pflaster über den wunden Fleck am Herzen, und es bilden sich unter den hohen Paaren selbst geheimnißreiche und anmuthige Wahlverwandtschaften. Ein Liebesverhältniß, welches kein Recht auf wechselseitige Ansprüche gewährt, bleibt jedoch allemal unsittlich und unrein. Denn es fehlt das Band des Pflichtgefühls; der Stempel aller Sittlichkeit ist das entschlossene, bewußte und zugleich unwandelbare Hingeben. Es ist möglich, daß edle tieffühlende Herzen selbst aus solchem Labyrinthe der Pflichten und Neigungen einen Ausweg finden; allein, wohl denen, welche diese Lage und ihre Versuchungen nicht kennen.

Mehr als jedem andern Sterblichen wird dem hohen Aristokraten die Möglichkeit eines stillen Familienglückes verkürzt und verkümmert. Wenn er einen muthigen Entschluß faßt, und sich der Sitte, dem Beispiele und den Ansprüchen seiner Klasse zum Trotz auf seinen Gütern verbirgt, den Wirbel der Residenz meidend, so mag es ihm vergönnt sein, mindestens die eine Seite des rein menschlichen Daseins, das Familienwesen, bei sich auszubilden. Aber bei neunzig Fällen unter hundert ist dies nicht ausführbar. Es giebt in der Residenz bedeutende Zwecke zu verfolgen, die jüngeren Söhne unter die Bedachung eines Staatsamtes, die Töchter unter die Haube zu bringen, u. dgl. m. Ist der grelle Glanz, der ra=

sende Wirbel der Residenzfreuden nicht feindlich dem häuslichen Glücke, dem innigen Familienfrieden entgegengesetzt? Diese lackirten Stiefel, welche auf dem getäfelten Boden des Salons herumschleifen, zertreten die fromme Blüthe; diese gelbbehandschuhten Finger zerdrücken sie; dieses tagtäglich wiederkehrende, schnöde Getreibe macht sie verdorren.

So werden dem Aristokraten alle poetischen Elemente des familiären Daseins, die Liebe, die Ehe, die Häuslichkeit gewissermaßen systematisch durch seine verkehrte Art und Weise in der Brust ertödtet und vergiftet. Er findet dagegen weder in sich noch außer sich ein erhebliches Gegengewicht. Eine großartige, geisterhebende Beschäftigung, wie sich manche Aristokratieen vorbehielten, eine politische Regsamkeit des gesammten Standes, und vor Allem das mächtige Selbstbewußtsein, das kraftvolle Gefühl angemessenen Stolzes, würden auf seine gegenwärtige, sittliche Mißbildung läuternd einwirken. Der Weg, welchen er dermal einschlug, führt zuvörderst zu moralischem, schließlich zu historischem Zerfall. Der stolze Strom verläuft spurlos in eine Pfütze. Die Lüsternheit der Hohen äußert ihre schlimmste und verdammlichste Rückwirkung nicht in ihren eigenen Kreisen, sondern vielmehr in den untergeordneten Sphären jener Stände, welche der Verführung und dem Reize des Goldes nicht unzugänglich sind. Der sittliche Abscheu vor

dem Concubinat ist bei diesem fast gänzlich erloschen. Sie halten diese Art und Weise einer plötzlichen Versorgung für das geeignetste Mittel, sich zu einem heitern und bequemen Dasein zu erschwingen, für sich, und theilweise auch für ihre Angehörigen zu sorgen. Die Beispiele sind überaus zahlreich. Je allgemeiner ein Uebel wird, desto entschuldbarer, desto natürlicher findet man es. Das sinnliche Moment ist bei der gesammten Bevölkerung das vorwiegende. Was natürlicher, als daß die Woge der Depravation sich in erweiterten Kreisen fortpflanzt?

Es giebt Fälle, wo Väter und Mütter sich freundlichst vor den Besuchern ihrer Töchter verbeugen, ihn mit dem Lichte zur Thüre begleiten, wohl gar um erneuerten Besuch bitten, und diese Menschen gehören oft den sogenannten gebildeten Ständen an! Dieses Mädchen ist mitunter eine Perle an äußerer Liebenswürdigkeit! Diese Besuche zeigen sich oft nur einmal in diesem Hause und nicht wieder! Einen Großen zum entschiedenen Freunde des Hauses, der Tochter, der Frau zu haben, gilt bei unabhängigen und wohlhabenden Familien wohl für eine Unziemlichkeit. Allein selbst Manche dieser Klasse beginnen sich jetzt dieses Vorurtheils zu entschlagen, und es gibt Fälle, wo die Nachsicht eines lebemännischen Ehemannes ins Unbegränzte geht.

Das Maitressenthum war in früherer Zeit bis

zum höchsten Grade ausgebildet. Man zählt eine Menge von dermaligen Hausbesitzerinnen, welche notorisch auf diesem Wege zum Glücke aufgestiegen sind. Ein Spaziergang auf der Bastey, und fünf solcher Häuser, deren Geschichte jeder Gassenjunge zu erzählen weiß, präsentiren sich dem Blicke der Neugierigen. Von einem bereits verstorbenen Kavalier geht die nicht ungegründete Sage, daß er jede seiner Geliebten mit einem Capital beschenkte, dessen Zinsen eine sehr anständige jährliche Rente ausmachten. Auch erzählt man sich von ihm folgende sehr bezeichnende Anekdote. Eine junge und hübsche Weißnätherin, die ihrer unerschütterlichen Tugend wegen allgemein geachtet und bekannt war, erhielt den Auftrag, bei einer Dame zu erscheinen, um dort Arbeit zu erhalten. Dieser Herr hatte inzwischen die Wette gemacht, daß es ihm gelingen würde, die Solidität des Mädchens binnen einer halben Stunde zu erschüttern und zu Falle zu bringen. Das Lokal der Dame wurde zum Behufe einer bequemen Zusammenkunft gewählt; die Zeugen waren im anstoßenden Cabinet versammelt. Die Dame verschwand, und der Herr stand der Nätherin gegenüber. In runden Worten erklärte ihr derselbe, was er wünsche, und erhielt anfänglich eine schnöd abweisende Antwort. Schweigend nahm er eine Tausendguldenbanknote, und legte sie dem Mädchen auf den Tisch hin. Sie wies das Geld mit

Verachtung zurück. Eine zweite Banknote folgte; sie wollte entfliehen. Der Herr faßte sie bei der Hand, und ließ nun ein Tausendstück um das andere auf den Tisch fallen, bis ein Päckchen von 19,000 fl. C.-M. beisammen lag. Als er das zwanzigste Stück vor sie hinlegte, ermahnte er sie, zu wählen, zwischen leeren Händen und lebenslänglicher Versorgung; mehr werde er nicht geben, doch wolle sie seinen Wunsch erfüllen, so möge das ansehnliche Capital ihr Eigenthum werden. Das Mädchen schwankte im fieberhaften Taumel; sie liebte einen jungen Menschen, der aber noch brodlos, und daher außer Stande, sie zu versorgen, war. Nun stand die Möglichkeit eines friedlich heiteren Glücks vor ihren Augen; sie brauchte blos die Hand auszustrecken, und dennoch bebte sie zurück; sollte sie nicht, ihren Begriffen nach, um den Preis einer ungeheuren Sünde ihr Wohl erkaufen? Wenn sie aber die Sünde vorläufig verheimlichte, gelegentlich beichtete, himmlische Absolution erlangte, und somit den geliebten Mann ihrer Wahl glücklich machte? Ihr thränenvolles Auge, ihre hingebende Miene ließ keinen Zweifel übrig. Der Herr selbst war innerlich aufgeregt, und begnügte sich, seinen Triumph jenem Grade von Evidenz zu nähern, der weiter keinen Zweifel übrig ließ, ohne ihn, wie sich das wohl auch Anstands halber versteht, zu verwirklichen. Die Wette war gewonnen; sie betrug einige hundert Dukaten,

und bot deshalb dem Herrn schwachen Ersatz für die gemachten Auslagen. Allein das Renomee seiner Unwiderstehlichkeit war für die Zukunft gegründet, insofern nämlich Gold sie zu geben vermag. Der glückliche Bräutigam schloß nach Verlauf weniger Wochen eine Unschuld, die, mindestens physisch genommen, eine solche war, in die Arme, ja, er besaß in ihr ein unwandelbar treues Weib. Denn als derselbe Herr sich späterhin des armen Nähermädchens erinnerte, und zum Theil aus wirklichem Interesse, zum Theil hingegen von dem Wunsche, sich einigermaßen schadlos zu halten, geleitet, ihr wiederholte Anträge stellen ließ, war sie durch keine Macht der Welt zu einem weiteren Schritte zu bewegen.

Zu dergleichen Extravaganzen lassen sich die Roue's der Gegenwart nicht mehr hinreißen. Die kostspielige Sitte, Maitressen zu besolden, deren Monatgage von 80 bis 400 fl. C.-M. und theilweise noch höher zu steigen pflegt, erhält sich größtentheils nur bei den älteren Seigneurs. Die jüngeren sind zu klug, zu blasirt, zu abgelebt, um sich zu derlei unnützen Ausgaben herbeizulassen. Sie wissen, daß die Treue einer Maitresse die abgeschmackteste Illusion ist. Sie lieben den Wechsel, der ungleich pikanter wirkt, als die reizvollste Beständigkeit. Sie bauen ferner auf die unermeßliche Concurrenz geld- und gefallsüchtiger Koketten, die von Tag zu Tag in unberechenbarer

Progression zunimmt. Und sie haben vollkommen Recht. Denn, mußte früher gewissen Mädchen wenigstens ein Schritt entgegengethan werden, so nehmen sie gegenwärtig die Mühe, diesen Schritt zu thun, selbst auf sich.

Die Konkurrenz schafft sich Märkte. Man besuche den Volksgarten, die sogenannte Wasserkuranstalt, die öffentlichen Feste, die Bälle, die Redouten; man lasse sich durch den Glanz der Toiletten, die äußerliche Anständigkeit der hier erscheinenden Personen nicht irre führen, man lüfte das flimmernde, trügerische Gewebe und analisire diese Pracht, diese geputzte, schmuckprangende, bebänderte, geschminkte Herrlichkeit der Frauen und Mädchen. Worin besteht das Resultat dieser Untersuchung? In der Gewißheit, daß, gelinde gesprochen, die Hälfte dieser üppig hinschwebenden Sylphyden, sage die Hälfte, sich zur Disposition der Herren unbedingt bereit hält. Man sieht wohl auch zuweilen einen Elegant mit ledernem Gesicht und schlotternden Beinen durch die lebenden Blumenalleen hinschweben, die pikantesten Gestalten fixiren und belorgnettiren, und man darf überzeugt sein, daß die beiderseits zugeworfenen Blicke nicht viel weniger bedeuten, als zugeworfene Sacktücher in der Türkei.

Die öffentlichen Bälle sind in dieser Hinsicht so desaccreditirt, daß eine anständige Frau kaum wagen

wird, daselbst zu erscheinen. Man hat deshalb seine Zuflucht zu sogenannten Subscriptionsbällen genommen; der Ballarangeur theilt Billets aus, worauf der Name der erscheinenden Person geschrieben steht. Demungeachtet ereignete es sich bereits einigemale, daß notorisch öffentliche Frauen und Mädchen selbst von dem beliebtesten dieser Bälle, welchen die akademischen Künstler veranstalten, und mitunter selbst jüngere Erzherzoge zu besuchen pflegen, hinweg gewiesen werden mußten. Dieses Schicksal widerfuhr vor einigen Jahren der Maitresse eines dicken ungarischen Kavaliers. Bei anderen Bällen wird dies nicht so streng genommen; die sogenannten Theaterbälle dienen recht eigentlich als Vereinigungspunkt der Schönen hinter den Coulissen und derjenigen Herren, welche gern lüsterne Blicke hinter die Coulissen u. s. w. werfen.

Die Redoute mit ihrer Maskenfreiheit ist nun vollends der ungezwungenste Tummelplatz für alle Abenteuerinnen der großen Stadt. Doch auch delikatere Verhältnisse von unerlaubter Beschaffenheit bedienen sich dieses geheimnißfreundlichen Mediums. Es ist eine charakteristische Erscheinung, daß verheirathete Frauen und Witwen leidenschaftliche Liebhaberinnen der Redoute sind. Sie mögen ihre Gründe haben, besonders, wenn ihrem Antlitz schon etliche Furchen eingeprägt sind. Auch mag es ihnen hohen Reiz

gewähren, die oft sehr zahlreiche Schaar ihrer Verehrer an einem Abende beisammen zu wissen, und das Heer ihrer galanten Erinnerungen vor ihrem geistigen Auge Revue passiren zu lassen. Das ist nun eben das Hauptinteresse der Redoute. Man bilde sich ja nicht ein, dort viel charakteristische oder gar satyrische Masken zu erblicken; Charakter ist hier ein exotisches Gewächs, und Satyre gar verbotene Waare. Man verzichte gänzlich auf die Hoffnung, von einer Maske geistreich und witzig angesprochen zu werden. Diese Maskendamen lieben das Schriftliche. Nichts leichter, als zwei Dutzend Rendezvous und ein Dutzend Adressen davon zu tragen. Aber ein Bonmot, eine pikante Bewegung, eine hübsche Ueberraschung, das verlange man von den meist ungebildeten Heldinnen des Sophas nicht. Achtbare Frauen pflegen wohl auch zuweilen die Maske zu nehmen; aber sie erscheinen dann immer an der Hand intimer Freunde und Freundinnen und harranguiren sehr selten.

Gelingt es also einem Fremden, eine Maske zu einem halbwegs fließenden Gespräch zu bestimmen, so kann er sogleich beurtheilen, wieviel die Glocke schlug. Zwischen dem bunten, flüsternden Laub der zahllosen Reden und Gegenreden schlingen sich die Blumenguirlanden der weichen und lüstelnden Musik Lanners hindurch. Knallende Champagnerstöpsel vollenden den Akkord der Ueppigkeit, der totalen sinnlichen

Zerflossenheit. Ein merkwürdiges Bild! Damit aber demselben zu seiner Vollendung nichts fehle, so soll, wie eine wohlunterrichtete Mamsell erzählte, durch besondere Industrie, nahe am Saale für distinguirte jüngere Herren ein Cabinet bereit gehalten sein, wozu der Schlüssel für 12 fl. C.-M. die Ballnacht hindurch überlassen zu werden pflegt.

Im Sommer zerstreut sich das Heer der disponiblen Bajaderen nach allen Richtungen auf dem Lande, in Badeörtern, und wohl nur der minder anziehende Rest bleibt in der Stadt zurück. Für diesen ist dann der Volksgarten mit seinem zierlichen Rondeau und den schmucken Alleen, bei der bequemen Nähe der Stadt, der willkommenste Ablagerungsplatz; auf dem Wasserglacis hingegen mischen sich die Gattungen bereits in etwas unerfreulicher Decrescenz, und es ist hier Gelegenheit dargeboten, selbst den Typus gewisser Nomadinnen zu beobachten.

Wenn die Concurrenz sich frequente Märkte bildet, so mangelt es ihr keineswegs auch an behülflichen Unterhändlern. Dieses unsaubere, nichtswürdige Geschäft ist hier zu bedeutender Cultur gediehen. Man erzählt sich davon gar merkwürdige Dinge. Die junge Frau eines hochgestellten Beamten war lange Zeit hindurch der Gegenstand lebhafter Verfolgung von Seite eines in sie heftig verliebten Cavaliers. Auf gewöhnliche Weise war ihr nicht beizukommen, denn

sie setzte seinen Bemühungen, im Gefühl ihrer Würde, nichts als Hohn entgegen. Eine Modistin ließ sich als Vermittlerin brauchen. Die Dame war putzsüchtig, und sie erhielt von jener eine ungemessene Menge Waaren zu niederen Preisen, ohne augenblicklich zahlen zu müssen. Nach einigen Wochen begehrte die Modistin einen Wechsel, angeblich, um ihn statt baaren Geldes zu benutzen. Allein auch dem Manne, der sich häufig in finanziellen Verlegenheiten befand, war gleichzeitig durch Unterhändler zugesetzt worden, und die Verfallstermine waren beiderseits gleichgestellt, so daß die Frau wohl wußte, ihr könne durch ihren Gemahl diesmal unmöglich geholfen werden. Nach einer kleinen galanten Diversion soll aber die Sache für beide Theile auf das Befriedigendste ausgeglichen worden sein, ohne daß der arme Gatte jemals ahnen konnte, welche Kosten ihm das Arrangement verursacht habe.

Die sittliche Zerrüttung, welche diese verächtliche Menschenklasse durch ihre abscheuliche Zwischenhändlerei oft in den Schooß der redlichsten, nichts Arges muthmaßenden Familie hineinträgt, ist unermeßlich, und ihrer höllischen Thätigkeit ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die unbemittelten Stände das Gift der Corruption bereits in wahrhaft beunruhigendem Grade einsogen. Wohin dieses traurige Verhältniß noch führen wird, ist vorläufig nicht zu ermessen.

Doch genug über diesen schmutzigen Gegenstand! Der Leser möge überzeugt sein, daß ich ihn mit sittlichem Widerwillen, bloß der Vollständigkeit des Bildes wegen, beleuchtete, und daß, wenn ich mich später veranlaßt sähe, darauf zurückzukommen, dies mit gleicher Unfreiwilligkeit und Abneigung, wie diesmal, geschehen würde. Uebrigens ist ausgemacht, eine Gesammtschilderung des Lebens, die durchaus nach Parfüm röche, müßte eben deshalb unwahr sein. Das Leben ist kein Dichter, es idealisirt nicht.

Alle sonstigen Freuden der Aristokratie bestehen in einer prunkenden Entwicklung ihrer unermeßlichen Geldmittel, in einer offenbaren Schaugebung der raffinirtesten Luxuriosität. Sie beherrschen die Mode in allen großen und kleinen Dingen. Die Art und Weise der Kleidungen, Livreen, Möbel, Geräthschaften, Silber- und Schmuckwaaren, Equipagen, Pferde, mit einem Worte, des gesammten Apparats, welchen der Reichthum zu seiner Zufriedenstellung benöthiget, wird durch ihr Beispiel vorgezeichnet. Werner hat z. B. eine Hutmode, Gunkel einen neuen Frackschnitt von Paris erhalten; das genügt keineswegs, um die Mode gangbar zu machen; die Löwen, aristokratischen Ursprungs, müssen derselben ihre Sanction ertheilen, und erst, wenn sie diese empfing, kann der Gewerbsmann darauf rechnen, daß sie durchdringen werde. Zu Paris gehen die Impulse der Mode von den Koterieen der

sogenannten distinguirten und fashionablen Individuen aus, wobei keine Rücksicht auf die Geburt genommen wird; in Wien würde es einer bürgerlichen Fraction nun und nimmer gelingen, irgend eine Mode zu fixiren und selbstständig aufrecht zu erhalten. Trägt der Kavalier ein schmales, schwarzes Tuch um den Hals geschlungen, so erscheint das schmale, schwarze Halstuch als unerläßliche Bedingung jeder eleganten Erscheinung. Trägt er hingegen eine bunte bauschige Cravatte, so ist die Cravatte die allgemein gültige Norm, und ein echter Elegant würde es für einen Frevel halten, dagegen zu verstoßen. Dieser merkwürdige Einfluß der Vornehmen erstreckt sich bis in die geringfügigsten und unerheblichsten Fälle: ihre Art, sich zu geben und zu erscheinen, wird mit einer oft ängstlichen Treue kopirt. Wien scheint in dieser Beziehung den aristokratischen Grundtypus in zahllosen, freilich immer matter und undeutlicher werdenden Spiegelbildern wiederzugeben. Als ob eine stillschweigende Uebereinkunft unter sämmtlichen Ständen geschlossen worden wäre, erkennen sie alle in dem einen ihr Ideal.

Es giebt in dieser Hinsicht ein äußerst bezeichnendes Wort, welches der Wiener bei jeder Gelegenheit im Munde führt, es ist das Wort „Nobel." Alles, was ihm ausgezeichnet, hervorragend, großartig, denkwürdig und neidenswerth erscheint, belegt

er mit diesem aristokratisch duftenden Beiworte. Er spricht von noblen Handlungen, noblen Gesinnungen, noblem Aussehen, nobler Kleidung, noblen Kutschen u. dgl. Das Noble ist bei weitem umfassender, als das Elegante, denn dieses bezieht sich blos auf die Aeußerlichkeit der Erscheinung, indem es zugleich eine vollständige Gleichheit der Individuen gestattet, und einem gebildeten Schornsteinfeger, wie dem Sohne eines Herzogs dasselbe Privilegium einzuräumen geeignet ist. Das Fashionable ist auch kein analoger Begriff; denn fürs erste verhält es sich bedeutend eingeschränkter, während der Wiener mit dem Prädikat der Noblesse nicht eben wählerisch umzugehen pflegt, und fürs zweite entbehrt es jeden geistigen Anklangs. Man kann von einer ausgezeichneten That nicht sagen: das war fashionabel. Am meisten Uebereinstimmung herrscht noch zwischen dem Wienerischen Nobel und dem brittischen gentlemanlike. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß es kein überkommener, sondern ein, aus der eigenthümlichen Gestaltung des hiesigen Lebens hervorgegangener, scharf accentuirter Begriff sei, der sich anderwärts in dieser Weise nicht wieder vorfindet, und sorgfältig entwickelt sein will, falls man zu einem richtigen Verständniß der hiesigen Zustände zu gelangen wünscht. Bei der geflissentlich herbeigeführten, und künstlich unterhaltenen Ohnmacht des Geistes erlischt alle selbstständige Beurtheilung

in den Gemüthern der Menge; schwach ist der Geist, aber um so stärker das Fleisch! Der Genußtrieb wird durch das glänzende Leben der hohen Aristokratie brennend angestachelt; er sieht selbst in der Theilnahme derselben an den höhern Staatsgeschäften nur eine Quelle verfeinerten Genusses, der Macht. Ihre Art und Weise des Daseins erscheint ihm als die glücklichste und bewundernswertheste; er möchte sich gerne dieselbe aneignen. Wäre nun ein entwickelter öffentlicher Geist, und nicht lediglich der fatale Genußtrieb im Spiele, so möchten nivellirende Tendenzen, demokratische Bewegungen eintreten; die Wiener wären alsdann olympstürmende Titane. Weil sie aber die Möglichkeit einer solchen Weise nicht begreifen, so begnügen sie sich, die mächtigen Erdengötter, welche droben, durch Convenienzwolken von ihnen scharf abgesondert, an goldenen Tischen sitzen, und köstlich schmausen, anzustaunen, und alle Bewegungen derselben mit größter Aufmerksamkeit zu begleiten. Der Neid, der sich vielleicht in ihren Seelen über das bevorzugte Loos der Glücklichen zu regen begann, lös't sich in dem Bewußtsein, daß es ja freistehe, ihnen so viel als möglich nachzuahmen. Es giebt in Wien einen reichen und angesehenen Mittel-, einen wohlhabenden und geachteten Bürgerstand. Viele Mitglieder des erstern sind geadelt worden; insofern das Diplom die politischen Rechte des Oesterreichers aller-

dings erweitern hilft, wäre nichts dagegen einzuwenden, daß sie so eifrig nach dieser Ehre, oder richtiger gesagt, nach diesem zeitlichen Vortheile, strebten. Aber unverzeihlich, und ein Symtom arger, geistiger Schwäche bleibt es, daß die überwiegende Mehrzahl derselben eine Lebensweise annahm, die geradezu eine studirte Nachahmung der aristokratischen Sitte ist. Man hat dieser Klasse den Spottnamen noblesse financiere beigelegt, denn es kann doch nur feiner Spott sein, wenn man den Geldsack zur Quelle des Adels macht. Diese Benennung deutet übrigens auf den gerügten Uebelstand bezeichnend hin. Lag es doch in dem freiesten Belieben dieser Familien, durch eine edle Selbstständigkeit, aus ihrem Reichthum, ihrem Einfluß und ihrem Bürgerthum hervorgehend, der Aristokratie zu imponiren! Hätten sie immerhin ihr Leben mit Glanz und Lust geschmückt; nur durfte es nicht mit jener abgeschmackten Kopirängstlichkeit geschehen, womit sie jetzt nach dem Tand der Vornehmsten schielen. Sie hätten eine gewisse Eigenthümlichkeit sorgfältig bewahren sollen, während sie jetzt ihre aristokratische Prätension so weit als möglich ausdehnen, und nun an der unwandelbar gesteckten Gränze abbrechen. Wäre das Komptoir, die unvermeidliche Berührung mit den untern Schichten des Bürgerstandes, die Verläugnung der höchsten Aristokraten, nicht: dann wäre auch der Stolz mancher Häuser, und ihre

Absonderungswuth ohne Gränzen. Allein sie sind gedrungen, ihre Ansprüche zu mildern, und deshalb sind ihre Salons dem schlichten Verdienste, dem bürgerlichen Gebildeten, dem Künstler zugänglich gemacht.

Der Gegenstand ist so wichtig, und die gründliche Durchführung dieser bloß angedeuteten Parallele so lehrreich, daß ich hiezu, wohl nicht ohne Fug, den Umfang eines eigenen Briefes bestimme.

Vierter Brief.

Die Noblesse financiere. — Parallelen. — Wiener Bourgnoisie.

Die hohe Aristokratie schließt sich unter sich vollkommen ab, und nennt sich die crême. Ihre Salons sind den Bürgerlichen für immer versperrt, selbst der Banquieradel ist mit theilweiser und zeitweiliger Ausnahme seiner höchsten männlichen Repräsentanten ausgeschlossen. Daß Rothschild, Sina u. dgl. als gefällige Gläubiger, bereitwillige Helfer in jeglicher Noth, nicht füglich ausgeschlossen werden können, ist wohl einleuchtend. Aber der Ausschluß ihrer Familien ist durch den besonderen, ganz unvergleichlichen Hochmuth der aristokratischen Damen bisher konsequent aufrecht erhalten worden.

Das Haus Lichtenstein erhält sich zuvörderst auf der Höhe der hiesigen Gesellschaft; denn es ist verklärt durch den Nimbus der Souverainetät. Deshalb hat es bisher kein Banquier bei solennen Empfangs-

gelegenheiten betreten. In manchem anderen Salon, wo die üppigste Pracht verschwenderisch ausgelegt erscheint, mag sich Rothschild, wenn er zugegen ist, mit einem stillen Seufzer denken: „Diese Gois sind ä kuriose Gattung Menschen! Kann sich ä vernünftiger Mann divertirn, wenn er für sein Vergnügen Procent zahlen soll? Wenn unsereins wohlthätig is, oder ä diplomatisch Dinér giebt, so weiß er worum? Wir hobens, wir hobens! Wiss'n aber dö Leut' worum, woher, wonaus?“ Der Ton, welcher in diesen Salons herrscht, ist so ziemlich derselbe. Es wird großentheils französisch parlirt, und zwar in raschen Uebergängen von einer zur andern Sprache. Die Interessen des Geistes bleiben von dieser Conversation meistens ausgeschlossen; was soll wohl der alte, dürre, rationalistische Magister-Geist in einem so blendend auserlesenen Zirkel? Hin und wieder gefällt man sich in der Nachahmung der sogenannten Wiener Volkssprache. Manche Dame glaubt, es mache sie unwiderstehlich reizend, wenn sie die plumpen Laute mit ihrem zuckernen Mündchen wiedergiebt. Vor einiger Zeit wurde manchmal beim Fürsten M... Komödie gespielt; die Darstellung fand unter der Leitung des bekannten Staberlspielers und Theaterdirektors Carl statt, und fast jedesmal wurde eine triviale Volksposse hiezu ausersehen. Diese Herablassung des Geschmacks hat allerdings etwas Bezeich-

nendes. Zu der Einsicht, daß die Wiener Posse zwar ein eigenthümliches, aber sehr rohes und ziemlich werthloses Gewächs sei, gehört nicht eben allzuscharfer Verstand. Eine schuld- aber kopflose Freude der hohen crême.

Ich hätte beinahe vergessen zu sagen, daß die Bezeichnung crême wahrhaft genial klingt. Der Name deutet allerdings auf gleichen Ursprung, auf dieselben Euter hin; aber so wie sich das fette Obere von der dünnen Milch durch einen einfachen Naturproceß absondert, so habe sich auch das aristokratische Element von dem plebejischen abgesondert. Das Bedenkliche ist nur, daß wenn die Katze einmal über den Topf geräth, sie vor Allem das aristokratische Princip sammt der Haut auffrißt. Man hat dies richtig gefühlt, und hält daher den Milchtopf des Staates mit dem Deckel der Stabilität geschlossen.

Man sprach davon, daß sich unter der Crême selbst Coterien bildeten, welche sich la crême de la crême nannten. Das hieße sich doch im strengsten Sinne des Worts auf der Leiter der Exklusivität versteigen!

Welche Früchte der hochadelige Separatismus gebiert, bewies ein merkwürdiges und vielfältig besprochenes Ereigniß, welches sich im Laufe des Monats December 1842 hier zutrug. Graf Ugarte, Offizier und Dienstkämmerer des Erzherzogs Ludwig, hatte

seit längerer Zeit ein trautes Verhältniß mit der jungen, hübschen und gebildeten Tochter des ehemaligen Börsenoperateurs K... unterhalten und beschloß, sie zu ehelichen. Ihre Mitgift betrug etwa 3 bis 400,000 fl. C.-M., die Revenüen des Grafen selbst waren nicht bedeutend. K... hatte vor mehreren Jahren ein Vermögen von etlichen Millionen besessen, war aber in Folge unglücklicher Spekulationen bedeutend heruntergekommen und mußte sogar einer unausgeglichenen Differenz wegen die Börse meiden. Obwohl jüdischer Abkunft, ward er in der Blüthezeit seines Reichthums dem Christenthum gewonnen und hierauf geadelt. Der Rest seines Vermögens blieb auch zuletzt so bedeutend, daß er seine zwei Töchter so ansehnlich ausstatten mochte. Er lebte überhaupt seit einigen Jahren als bloßer Partikulier. Die Kunde von dieser Verbindung wirbelte die gesammte vornehme Welt mächtig auf. Freunde widerriethen dem Grafen den bedenklichen Schritt. Seine Verwandten, worunter einige sehr angesehene Staatsbeamte, namentlich der Gouverneur einer stark bevölkerten Provinz, sprühten Feuer und Flamme. Sie boten alle erdenklichen Hebel auf, um die Heirath, deren Tag bereits festgesetzt war, zu hintertreiben. Weil die direkten Zureden nicht zu fruchten schienen, so trachtete man sogar durch den hohen Vorgesetzten des Grafen auf ihm einzuwirken, und wiewohl der Erzherzog unbefangen und edel-

müthig genug dachte, zu erklären, diese Verbindung könne und werde auf das Dienstverhältniß des Grafen keinen Einfluß nehmen, so soll er ihm doch von der Schließung dieses Mißbündnisses abgerathen haben. Ugarte wollte mit seiner Braut bei mehreren hochgebornen Familien erscheinen; als er vorfuhr, meldete man ihm allenthalben, die Herrschaft sei nicht zu Hause. Er bat mehrere Freunde bei der Copulation als sogenannte Beistände gegenwärtig zu sein; kein Einziger mochte zusagen. Mit einem Worte, die Verbindung des Grafen war bei sämmtlichen Aristokraten ein Gegenstand des Gespötts und der herzlosesten Verdammung. Ugarte hatte ein sensibles Gemüth und besaß wenig Seelenstärke, vermuthlich aber noch weniger Geist; das machte ihn unendlich verstimmt, und er wußte durch keinen höhern menschlichen Grundsatz diese Verstimmung zu bemeistern. Das ungestüme, drängende Zureden seiner Schwester reifte seinen fürchterlich barocken Entschluß. Er kam eines Abends zerrüttet nach Hause, begehrte Licht und brachte die Nacht mit Briefschreiben zu. Er sollte am nächsten Morgen seinen Dienst beim Erzherzoge versehen. Frühzeitig ließ sich der Friseur melden; er beschied ihn auf einen andern Tag. Während der Kammerdiener hinausging, um diesen Befehl zu melden, hörte man einen Pistolenschuß. Der Diener stürzte ins Gemach und der Graf schwamm in seinem

Blute. Die zurückgelassenen Briefe enthielten die Motive seiner That, er gestand, nicht hinlängliche Seelenkraft zu besitzen, um den Freuden des hohen exklusiven Umgangs zu entsagen, und berief sich auf die ihm bereits zu Theil gewordenen absichtlichen Verletzungen und Zurücksetzungen, deren Fortdauer zu ertragen er sich gänzlich außer Stand erklärte. Leicht mag man verrathen, daß die Wirkung dieser That in sämmtlichen Kreisen der Gesellschaft eine unermeßliche war. Tagelang fixirte sich die Conversation auf dem Punkte dieses schauderhaften, wiewohl durchaus nicht tragischen Ereignisses.

Ein Correspondent der Augsburger allgemeinen Zeitung, wailand Dingelstedt, meinte in seinem ersten mit W. W. — sollte diese ominöse Chiffre nicht eher Wischiwaschi als Wiener-Währung bedeuten? — überschriebenen Briefe, es biete diese Begebenheit den Stoff eines bürgerlichen Trauerspiels, wie ihn die regsamste Phantasie eines Dichters nicht glücklicher zu ersinnen vermöchte. Ich vermag das nun durchaus nicht einzusehen. Tragisch erscheint mir eine Katastrophe blos dann, wenn aus dem Gewirr der sich in poetischer Herrlichkeit und Fülle bekämpfenden Leidenschaften kein anderer sittlicher Ausweg führt, als durch die Pforte des Todes. Die Tragik muß höhere Nothwendigkeit sein. Ist dies bei dem fraglichen Ereigniß nur im Geringsten der Fall? Die

Poesie des Konflikts, welcher ihm zum Grunde liegt, ist schwerlich berechtiget; am wenigsten aber ist's die gewaltsame Lösung. Hätte der arme Graf hinreichende Vorurtheillosigkeit und einigermaßen festen Charakter besessen, so wäre ihm nichts leichter gefallen, als der lächerlich vornehmen Welt den Rücken zu kehren, und sich in einem still verschwiegenen Winkel mit seinem neuen Glücke anzusiedeln. Weil er so geringer Resignation nicht fähig war, brach er selbst den Stab über sich. Er hätte den Vorwurf, um der Mitgift willen also zu handeln, ruhig auf seine Schultern nehmen sollen; das Urtheil eines solchen Publikums ist in einem Falle imbecill, im andern böslich und verdient kein besseres Schicksal, als von den Besseren so viel wie möglich gehöhnt zu werden. Hätte er die Offensive ergriffen und sich, gehoben von der Kraft seines reinen Bewußtseins, über den Schnickschnak der exklusiven Prätensionen lustig gemacht: die vornehme Welt wäre durch eine solche Wendung des Benehmens frappirt worden, hätte allenfalls die Achseln gezuckt über den unverbesserlichen Sonderling und binnen Kurzem die Geschichte vergessen. Wie mochte es einem nur halbverständigen Manne in den Sinn kommen, sich selbst auf den Altar des aristokratischen Molochs als Opferthier hinzulegen? Glaubt man, dieser furchtbare Vorfall hätte der Kaste geschadet? Keineswegs! Man erkannte vielmehr, daß sie noch festgewurzelt sei und

daß ihre Traditionen in diesem Lande wenigstens eine lebendige Gewalt üben. Als der Katholicismus Scheiterhaufen errichten und die Inquisition ihre Gefängnisse füllen durfte: da waren Pabst und Hierarchie noch unbedingt herrschende Mächte. Ein Vorurtheil, welches den schwächsten und unselbstständigsten Menschen in den Tod treibt, ist kein schwindender Schatten. Viele halten die Aristokratie für ein nothwendiges Uebel; je nun, so lange sie an die Nothwendigkeit den Glauben nicht verlieren, hat es mit dem Hasse des Uebels nicht viel zu bedeuten. Das Blut des Grafen wurde nicht umsonst verspritzt. Es diente im Augenblick als Cement. Die große Zwingfeste hat allerdings zahlreiche Fugen. Solche Explosionen beweisen indeß, mit welcher Innigkeit die einzelnen Stücke und Steine derselben zusammenhängen. Kein Mensch in der ganzen Stadt erklärte den Grafen für geradezu toll. Das Gemurmel des erbitterten Mitleids und die sonst unpolizeiwidrige Aufregung, welche der Vorfall hervorrief, dürften selbst in dem Falle als man einen nachhaltigeren Eindruck voraussetzen wollte, nur schwachen Trost gewähren gegen die leidige kolossal hervorgetretene Gewißheit, daß die Absonderung zwischen den Hohen, Edelblütigen und dem Pariavolke hier noch auf die schroffeste Weise bestehe. Der Graf fiel für die Idee seines Standes,

und das Wort ist kein leerer Hall, so wenig es der Pistolenschuß war, welcher ihn zu Boden streckte.

Man hat eingewendet, das aristokratische Vorurtheil sei bei diesem Ereigniß blos in zweiter Linie thätig gewesen, den Ausschlag hätte die frühere Stellung des Vaters und das nicht widerlegte Gerücht von seinem Wegbleiben von der Börse gegeben. Wohlgemerkt, gegen die Bravheit, Anmuth und Bildung des Mädchens war nichts einzuwenden. Gesetzt, es sei unentschuldbar in den Augen eines strengen Moralisten, was dem Vater aufgebürdet wird, und dieser Fall habe seine bürgerliche Ehre befleckt, so entsteht, ganz abgesehen davon, daß nach österreichischen Gesetzen die Zwangseintreibung einer Differenzwettschuld rechtlich gar nicht stattfinden darf, die ernste Frage, ob denn das abgeschmackte fluchwürdige Vorurtheil, Kinder müßten für die Thaten ihrer Erzeuger büßen, noch so sehr in Kraft bestehe, daß selbst der sogenannte gebildete Theil der Menschen sich vor dem Moloch zu beugen genöthiget sei? Die schaudererregende, widerliche Idee der Erbsünde, dieses Vermächtniß des blutdürstigen mosaischen Gesetzes lebte, noch frisch und unverwischt in unsern Sitten? Alle Fortschritte unserer Civilisation wären unvermögend, einen Mord, welcher diesem Götzen zur Ehre verübt wird, hintanzuhalten? Kann's aber wohl anders sein? Was nützt's, das strömende Gewässer abzugraben und sein mit Gewalt

erobertes Bett zu reguliren, wenn die unheilsprudelnde Quelle nicht selbst verstopft wird? Die verknöcherten positiven Religionen, welche, bösen Vampyren gleich, noch immer der betäubten Menschheit ihr bestes Blut abzapfen, müssen gründlich und für immer in die Flucht geschlagen werden. Nur dann ist eine wahrhafte und dauernde Erlösung und Freiheit des Menschengeschlechts denkbar. So lange der alte finstere Bibelgott von den großen Weltkindern als Knecht Ruprecht, der die Bösen in den höllischen Sack steckt, den Guten hingegen Nüsse und Mandeln bringt, gefeiert wird und vor seinem fatalistischen Augenzwinkern alle menschlichen Ordnungen und Bestrebungen wankend dargestellt werden: so lange wird die Cultur nicht hinlängliches Gegengift aufzutreiben vermögen, um die giftigen Wirkungen des blinden Glaubens zu zerstören.

Allein nach meinem Dafürhalten war der Einfluß dieses Vorurtheils auf die Wendung des Ereignisses blos ein secundärer; die ganze Art, wie es im Publikum aufgefaßt und besprochen wurde, bürgt dafür. Der traurige Triumph, welcher darin liegt, bleibe der hohen Aristokratie ganz und unverkümmert.

Glaubt man, der Mittelstand fühlte sich dadurch bewogen, auf sich selbst zurückzugehen und eine oppositionelle Stellung gegen die Anmaßungen der haute volée einzunehmen? Durchaus nicht! Die Sucht,

sich den Höchstgestellten zu nähern, mit ihnen Umgang zu pflegen und in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, ist sich vollkommen gleich geblieben, hat eher zu= als abgenommen.

Es ist eine Mesalliance, wenn ein Fürst eine unhoffähige Baronnesse heirathen wollte; es ist eine Mesalliance, wenn diese die Hand eines schlichten Bürgerlichen vorzöge. Der Begriff der Mesalliance ist unendlich elastisch, und wird hier sämmtlichen Ständen angepaßt. Ein Modeschneider würde gerechten Anstand nehmen, einer Bürstenbinderstochter die Hand zu reichen und zwar nicht der verschiedenartigen Bildungsstufen wegen, auf welchen die Individuen etwa stehen, sondern in Folge jener socialen Klassification der Stände, welche das Vorurtheil nun einmal gemacht hat.

Die russische, polnische und ungarische Aristokratie zeichnen sich dadurch, daß sie den Begriff der Mesalliance ausgeschieden haben, vortheilhaft aus. Der reichste Fürst in diesen drei Reichen würde seiner Stellung und Würde nichts vergeben, wenn er dem ärmsten Bauermädchen seine Hand böte. Diese der Vernunft gemachte Concession ist nicht unwichtig. Sie bewirkt wenigstens eine theilweise Durchdringung der so schroff geschiedenen Stände, während der deutsche und romanische Organismus der Kaste ein durchaus unnahbarer, unleidlicher und widerwärtiger ist. Zur

Steuer der Wahrheit bemerke ich jedoch, daß jene ungarischen Familien, welche sich ihrer Heimath entziehen und im Dunstkreise des Hofes bewegen, von der Meinung, welche über den Punkt der Ehe in ihrem Lande herrscht, gänzlich abgefallen sind, und sich auf das genaueste nach jenen Normen richten, welche die Convenienz zu Wien vorzeichnete.

Die leidige Sucht des reichen Bürgerstandes, mit dem hohen Adel Verbindungen zu schließen, hat nebst der Eitelkeit noch eine andere Quelle. Die Aristokratie ist hier gar nicht im ausschließenden Besitze der Herrschaft; aber die Herrschaft wird durch einige Aristokraten als Organe geübt. Durch die Bande des Blutes und der Ehen mit der Masse der übrigen zusammenhängend, sind sie vorzugsweise in der Lage, Protectionen und Gnaden auszutheilen. Gelingt es nun einem Kapitalisten, sich vornehm zu versippen: so hat er zugleich den Vortheil mit errungen, allen Gliedern seiner Familie angenehme Stellungen zu verschaffen. Man darf einem Oesterreicher blos das Wort Protektion in die Ohren flüstern, und er weiß sogleich, von welch unermeßlicher Bedeutung es ist. Es ist der Genius des glänzenden, wenn gleich mit keinem Verdienstpaß ausgestatteten Fortkommens, der sich hinter den vier kurzen Sylben verbürgt. Um sich Protectionsfähigkeit zu erwerben, neigt sich das Geld mit eigenthümlichem Magnetismus der Hochge-

borenheit zu. An die zwei begünstigten Stände klammern sich all die minder glücklichen in bunter Folge, und streben rastlos emporzuklimmen bis zum prachtfunkelnden Knaufe der aristokratischen Kletterstange. In Wien wiegt sich der gemeinste Kerl in der Freude des Gedankens, daß er wohl auch berufen sein könnte, einen Fürsten zu repräsentiren. In Wien will alles hinauf; anderwärts werden die Hochgebornen veranlaßt, sich zu dem plebejischen Volke mildest herabzubemühen. Man sieht, derselbe Drang führt zu grundverschiedenen Richtungen und Resultaten. Affen, Radikale!

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, scheint es ein Vortheil, daß die vornehme Welt dem Andrange der Geldmächte einen so starren und beharrlichen Widerstand entgegensetzt. Von ihrem Bunde wäre das Schlimmste, eine vollkommene Aussaugung aller Lebenskräfte im Organismus der Gesellschaft zu gewärtigen. Wie die Sache jetzt steht, ist der Druck, welcher auf den untern Ständen lastet, ein getheilter. Befände sich die hiesige Entwickelung in jenem Stadium, wo die Industrie zur herrschenden oder wenigstens gleich berechtigten Autorität sich emporgeschwungen hätte, so wäre nichts dawider einzuwenden; ein solcher Zustand wäre zu offenbar ein Moment des unverkennbaren Fortschritts. Schädlich erscheint mir jene Suprematie der Handelskönige, welche durch aristo-

kratische Verwandtschaften sich selbst auf Kosten ihrer Genossen zur Fülle der Macht emporschwingen möchten, unbekümmert um das Wohl ihres Standes und die Blüthe des Ganzen. Glückte es unsern jüdischen oder jüdelnden Banquiers, sich intimer und häufiger mit den Machthabern zu liiren, als es bisher wirklich gelungen sein mag: wie stände es sodann um die materiellen Interessen des Landes? Das zwiefache Uebel hätte solchergestalt auch seine gute Seite.

Die Industrie unserer ersten Häuser ist größtentheils eine papierne. Man erinnere sich der Herren Dasne, Thiers und der gefälligen Dienste des Telegraphen im Jahre 1840. Es ist vielleicht eine Folge der vornehmen Spannung zwischen beiden volées, daß solche Mißklänge in dem hiesigen politischen Concert noch nicht vernehmbar wurden.

Man rühmt die Bildung der Banquierdamen, und wenn man eine gewisse, platte, wohlgefällige Dressur des Geistes darunter versteht, nicht ohne Grund. Sie sind mit zahlreichen Kenntnissen angepfropft; allein es ist keine echte, keine Bildung um ihrer selbstwillen. Dieser feine Schliff ist ihnen Bedürfniß. Ihre Salons sind geöffnet, um distinguirte Fremde von allen Klassen zu empfangen.

Darunter gibt es nun manchen geistreichen Mann. Kämen z. B. Alexander Dümas, Meyerbeer, Scribe und dgl. nach Wien, die Finanzfamilien

würden sich förmlich bewerben um die Ehre ihrer Bekanntschaften. Ich habe die drei Namen ohne Absicht genannt, wie sie mir eben durch den Sinn fuhren, aber sie sind bezeichnend für das Wesen der Wiener Geselligkeit. Sie müssen pikant, fashionabel und ausgeschrieen sein, mithin Schriftstellern im leichten Genre und Künstlern von großem Rufe, die wo möglich keine Deutsche sein sollen, angehören. Tiefe Forscher und Gelehrte würden schwerlich gleicher Aufnahme entgegen sehen dürfen. Abgesehen von dem Umstande, daß solche sich von dem flachen Getreibe unmöglich angezogen fühlen könnten, so ist es doch eine schlagende Thatsache, daß man in Berliner Zirkeln gerade auf das Erscheinen solcher Notabilitäten das meiste Gewicht legt. Man begegnet in diesen üppigen Salons häufig Wiener Schöngeistern und Künstlern, selten hingegen den wahrhaft verdienstvollen heimischen Professoren und Gelehrten, nicht als ob diese sich selbst zurückzögen, sondern weil man sich keine Mühe nimmt, sie herbeizuziehen; und das kann wohl bei der Lage der Dinge nicht anders sein. Die Finanzfamilien betrachten die Kunst und die Wissenschaft nicht in ihrer souverainen Herrlichkeit; sie erscheint ihnen lediglich als ein Mittel, das Leben zu schmücken und zu verherrlichen. Bietet das ganze große Land auch nur ein Bereich, auf welchem der Geist sich vollkräftig weiterzeugend umtummeln dürfte

und das zugleich abgeschlossen wäre vor den Eingriffen der regulirenden Gewalt? Der Geist erweis't sich ja eben dadurch in seiner schönsten Eigenthümlichkeit, daß er Welten bildet und organisirt, deren Wesen oft gänzlich abweicht von dem Wesen der wirklichen Welt. Wo aber der Geist, so zu sagen, verschnitten und seines schöpferischen Keimes beraubt wird, da sinkt er begreiflicherweise zu einer tief untergeordneten Bedeutung herab. Er darf sodann höchstens die glitzernden Elemente des Alltagslebens kaleidoskopisch verbinden: die Kunst muß sich beschränken, zu amüsiren, die Wissenschaft materiell zu nützen. Daß beide dem Innern des Menschen entquellen, um auf die Gestaltungen des Lebens selbstständig einzuwirken, daß sie mit einem Worte autonomischen Charakter haben, kann dort, wo ihre freie und naturgemäße Entwickelung behindert wird, unmöglich zur Anerkennung gelangen. Es ist daher nicht zu wundern, wenn gewisse Bildungskreise, wie z. B. die der Finanzfamilien, zunächst blos das produciren, was ihnen eingeimpft wurde. Das höchste Gefühl, dessen sie fähig sind, ist, in Sachen der Kunst ein gewisser feuriger, jedoch blinder Enthusiasmus, in Sachen der Wissenschaft eine vornehme Achtung, da wohl die Erträgnisse der Comtoirwissenschaft reeller und handgreiflicher zu sein scheinen, als sämmtliche Früchte des abstrakten Wissens. Der Kunstenthusiasmus dient als

gefälliges Reizmittel, und verklärt sich äußerst selten zur Ahnung der höchsten und heiligsten Ideen aller Kunst, welche darin besteht, das Leben im kleinen Abbilde zu idealisiren, wie dies im Großen und Allgemeinen der Zweck aller Geschichte ist. Daß ein echter vollkommener Dichter in gewissem Sinne der Vorläufer oder Apostel einer neuen Culturphase nicht nur sein könne, sondern sein solle, und daß jede einzelne Kenntniß ein Laub des unermeßlich wachsenden, den Erdball überschattenden Wissensbaumes sei, das sind zwar sonst allenthalben anerkannte, beinahe gemeinplatzartig klingende Sätze, hier aber noch so ziemlich spanische Dörfer. Alle Bildung, die bruchstückartig auftritt, ist in ihrer Unvollständigkeit nicht sonderlich viel werth.

Und bei alledem gilt das Attribut der mäßigen Bildung größtentheils nur von den Finanzdamen. Denn die Männer — du lieber Himmel! die Männer sind im Durchschnitte eine Uebersetzung der hohen Aristokratie in das Plebejische, besonders die jüngeren Matadore, und unter diesen benehmen sich jene, welche jüdischer Abkunft sind, wieder am unleidlichsten. Es wäre traurig, wenn es nicht häufige Ausnahmen von dieser Regel gäbe. Aber es ist doppelt traurig, daß eine solche Regel überhaupt aufgestellt werden muß. Die Aristokratie stützt sich auf das Fantom ihrer Geburt; die Finanzherren tragen die Präpotenz, welche

ihnen der Reichthum verleiht, mit süffisantem Bewußtsein zur Schau. Jenen brachte ihre Abkunft das materielle Glück zu wege, diesen verhilft das materielle Glück nicht selten zu der Ehre, die Anfangsglieder eines Stammbaumes zu formiren. Sie möchten gar zu gern diese noch immer wesentlichen Unterschiede zu unwesentlichen und ungültigen herabsetzen. Sie ahmen daher das Leben der Vornehmsten in all seinen Äußerlichkeiten nach, verschwenden vielleicht oft mit blutendem Herzen, was sie mühsam gesammelt, und kopiren fremde Sitten und Manieren, statt sich in natürlicher Originalität zu bewegen, und nach rein menschlicher Bildung zu streben. Doch was diesen Punkt betrifft, ist ja bereits früher das Nöthige mitgetheilt worden. Die Sucht des Vornehmthums, das ist der Krebs, der überhaupt am Marke des Wiener Lebens zehrt.

Eine Bemerkung, welche ein scharf charakterisirendes Licht auf das Wesen des gesammten Standes wirft, und wohl von jedem unbefangenen Kenner des Wiener Lebens gegründet befunden werden wird, kann ich nicht umhin, mitzutheilen. Diejenigen Financiers, welche sich vorzugsweise mit der Agiotage, mit den Papiergeschäften überhaupt befassen, sind weit häufiger mit den geschilderten Unarten behaftet, als jene, welche sich mit der Industrie im engeren Sinne des Worts oder doch dem solideren Produktenhandel beschäftigen.

Es ist, als ob eine reinigende Kraft in der Natur eines reellen Geschäftes liege, während allenthalben, wo der Geist des Spieles vorwaltet, auch der Leichtsinn sich gar gerne hinzuschleicht und nach seiner Weise breit macht. Daß unter den österreichischen Industriellen sich in neuerer Zeit ein mächtiger Geist des Fortschritts und einer erweiterten, politischen Anschauung regt, ist gewiß ein erfreuliches Zeichen. Möchte diese ehrenwerthe Klasse fortwährend sich ausbreiten und gedeihen; möchte hingegen die Race der Börsespekulanten ihnen noch weit eher das Feld räumen, als es leider! nach den finanziellen Prämissen des Staates möglich zu sein scheint.

Was die politischen Ansichten des höheren Banquierstandes betrifft, so sind dieselben meist grundsatzlos, kurzsichtig, stabil und jedes höheren Einflusses bar. Die Aristokratie ist mir, in Hinsicht auf politische Diskussionen, wenn sie überhaupt auf solche einzugehen vermag, weit lieber, denn sie geht dabei von ideelleren Gesichtspunkten aus. Sei es das Recht des Stärkeren, worauf sich ursprünglich ihre gesammten Ansprüche reduciren, so ist doch Stärke eine mannhafte Eigenschaft, und jedenfalls schätzbarer als der Wucher. Sei deshalb der Aristokrat noch so sehr verstrickt in dem Netze seiner vornehmen Einbildungen: im Ganzen genommen wird er weit mehr historischen Trieb und vorschauendes Gefühl entwickeln, als der bloße Börse-

mann. Er fußt auf ein gewisses, politisches System; er spekulirt nicht auf die Wendung der Dinge. Er glaubt an die Idee und die Macht der Umwälzungen, weil er die Aversseite derselben in seinem Innern herumträgt. Er findet es erklärlich, daß der Troß der Menschheit, welcher bei der politischen Theilung der Welt zu spät kam, nach denselben Vortheilen und Rechten, die er gegenwärtig als süßes Monopol genießt, eifrig strebt. Allein er findet die Bestrebungen unrechtmäßig, und sich vor Allem darauf angewiesen, dieser Tendenz kämpfend entgegen zu treten. Der Börsemann hingegen kann sich nicht zu dem Glauben entschließen, daß es eine leitende Idee in jeglicher Epoche der Menschheitsgeschichte gebe; ist er ein Spekulant à la hausse, so vertraut er unbedingt auf die Weisheit der Kabinette, auf die gesunde Constitution des allervortrefflichsten Königs der Franzosen, auf die Finanzverlegenheiten der großen Mächte und auf die Feigheit der gesammten Generationen. Die friedlichen Umwälzungen, vor welchen der Adel wohl am meisten zittern dürfte, sind ihm vollkommen gleichgültig; wenn nur keine Patrone dabei verschossen wird! Geht irgendwo in Europa ein blindgeladenes Gewehr los, so brauchen es blos die Zeitungen zu melden, um die Wiener Börse in die tiefste Konsternation zu versetzen.

Der Adel und die Völker spielen eine wichtige

Partie, wobei Menschenrechte wechselseitig eingesetzt, verloren und gewonnen werden. Die Financiers nehmen die goldenen Münzen, die Rechte, für messingene Marken, bloße Vortheile. Dem Adel ist jeder Freiheitskampf ein Gräuel; den Financiers erscheint er als eine Widerwärtigkeit, ein Unglück. Der Adel hat ein lebhaftes Interesse; für die Zukunft vorzubauen, vorzusorgen; die Financiers kümmern sich blutwenig um die Zukunft, wenn nur der Parquetboden der Gegenwart nicht durch plumpe, revolutionäre Fußtritte beschmutzt wird, wenn nur am Himmel der Gegenwart keine Sturmwolken sich zusammenziehen, und den Götzendienst, welcher dem Mammon dargebracht wird, unwillkommen stören. Deshalb stimmt der Adel für ein konsequent repressives System, für ein grausames, von einem inhumanen Prinzip ausgehendes, aus Eigennutz und Menschenverachtung zusammengesetztes System, aber dennoch ein System, und wenn man es unbedingt verdammen muß, so kann man doch nicht umhin, dem Triebe der Consequenz, welcher sich darin kund giebt, seine Geltung widerfahren zu lassen, während die Financiers, unbekümmert um jede Regelung der Ideen, blos zu laviren trachten, und das kleine Verdienst, welches sie sich um das Gedeihen der guten Sache erwerben, indem sie dem rollenden Rade der Reaction einen freilich schwachen Hemmschuh unterschieben, durch ihre

tiefe Abneigung vor jedem energischen Ereigniß, durch ihre blinde Hingebung an die schirmenden Gewalten, wenn sie Unrath merken, vollends aufheben. So sind sie alle, so weit die Macht des Kredites reicht, insbesondere in Wien, wo keine so verbreitete, interessive, politische Bildung herrscht, um einen Schlag wie Laffitte zu erzeugen, während andrerseits die Aristokraten nur selten sich in der Lage befinden, auf eine ernsthafte und gründliche Diskussion eingehen zu können, indem es ihnen hierbei gar zu häufig an Kenntnissen gebricht. Dies für beide Theile zur Steuer der Gerechtigkeit.

Bezeichnend ist der Umstand, daß österreichische Aristokraten, wenn sie vom Staate sprechen, immer denselben Accent darauf legen, als wäre der Kaiser ihresgleichen, der größte Grundbesitzer des Landes, und nicht weit mehr. Auch lieben sie, die politischen Angelegenheiten in einem gewissen Familientone zu behandeln, als wären es reine Privatsachen, wobei sie vermöge ihrer nahen und nächsten Stellung zur herrschenden Familie allein mitzusprechen berechtiget wären.

Wenn hingegen der Financier, sei er bei der politischen Gestaltung der Dinge noch so wesentlich betheiliget und deshalb noch so sehr veranlaßt, sich die Kenntniß der Kabinetsmysterien zu verschaffen, auf Politik zu sprechen kommt, so unterscheidet er gar wohl zwischen sich, seinen Wünschen und der dunklen,

lenkenden Macht, welche er für sein Leben gern ergründen möchte und die sich ihm gleichwohl zum deutlichen Beweise, daß seine Bedeutung in diesem Staate eine untergeordnete sei und sein solle, schroff und gebietend entgegenstellt.

Daß sich die volée financiere nicht eben durch Tapferkeit auszeichne, ist eine leicht begreifliche Sache. Der Heldenmuth, welcher einst die Bewohner Kanaans zu Boden streckte, ist den Nachkömmlingen der zwölf Stämme so ziemlich erloschen, und selbst auf christliche Gemüther übt das Geld eine verweichlichende Gewalt.

Man hört daher selten von Duellen in dieser Classe. Der eigentliche Adel wahrt sein point d'honneur allerdings bei weitem schärfer, und es wäre gefährlich, ein Glied desselben zu beleidigen, während die Erfahrung lehrt, daß dies bei den Finanzlöwen zuweilen ungestraft geschehen kann.

Vor mehreren Jahren ritt Herr D..., ein Dandy ersten Ranges, auf einem prachtvollen Pferde in den Prater. Er ist selbst außerordentlich reich, außerdem aber noch mit einigen der vorzüglichsten Häuser auf dem Platze Wien verschwägert. Ein hoher Kavalier, der seiner Seits wieder mit den ersten Familien der Residenz verschwägert ist, und als Reiter und Kutschenlenker die wärmste und allgemeinste Anerkennung genießt, ritt gleichfalls in den Prater, und fühlte sich, als er Herrn D... erblickte, bewogen,

seinem Pferde die Sporen zu geben. Was nun geschah, ist Thatsache. Ich theile sie mit, ohne über die Motive selbst abzusprechen. Der Kavalier sprengte mit so außerordentlicher Kunstfertigkeit — war es Zufall, so sah es wenigstens nicht darnach aus — an den friedlich courbettirenden Reiter D . . . heran, daß er ihn mit einem gewaltsamen Ruck aus dem Sattel zur Erde warf. Tags darauf war ungeheure Bestürzung in den Kreisen der Finanzlöwen, die nicht wußten, wie diese Schmach abzuwaschen sei, wenn ihr Ansehen im Publikum nicht unwiderbringlich verloren gehen solle. Man projectirte ein Duell und tausenderlei andere Dinge. Herr D . . . soll aus dieser qualvollen Alternative, Blut zu vergießen oder ausgelacht zu werden, durch ein entschuldigendes Wort des Kavaliers, welcher den Vorfall als einen unbeabsichtigten erklärte, herausgerissen worden sein, und beruhigte sich damit, daß es eine unverantwortliche Frechheit sein würde, die authentische Erklärung eines österreichischen Kavaliers einer Zweideutigkeit oder Unwahrheit zu bezüchtigen.

Noch ein Vorzug, wodurch sich die Aristokraten von den Financiers unstreitig auszeichnen, ist ihre größere Liberalität in Behandlung der Gewerbs- und Dienstleute. Wenn die Forderungen derselben nicht gar zu überspannt sind, so werden sie meistens ohne Anstand erfüllt. Während hingegen manche Finanz-

Familien den ungemessensten Aufwand treiben, entblöden sie sich keineswegs, die ihnen zur Saldirung dargereichten Contos auf das Unbarmherzigste zu bezwacken, bis den armen Leuten ihr bischen Gewinn auf ein Minimum reducirt worden ist. Diese Verschleuderung auf der einen, diese Knauserei auf der andern Seite, ist ein arger Zug.

Es giebt mitunter Pferdespekulanten unter diesen Herren, welche einmal den fashionabelsten Ton anschlagen und alle Welt durch ihr luxuriöses Treiben blenden, ein andermal hingegen keinen Anstand nehmen, ihren besten Freunden eine Mähre für eine englische Stute hinaufzudisputiren.

Auch der Schacher ist eine Art Erbsünde.

Die Salons der Finanzfamilien, besonders einige derselben, haben sich dadurch, daß sie das Recht, eingeführt zu werden, außerordentlich leicht machten, eine gewisse Publicität erworben. Fremde strömen dort ab und zu. Nun ist allerdings nicht zu läugnen, daß die Möglichkeit, dort interessante Bekanntschaften zu schließen oder sich zu finden, den Besuch angenehm macht. Allein es ist eben nur Möglichkeit, und man darf nicht wie in Paris oder selbst in Berlin mit Zuverläßigkeit darauf rechnen, mindestens einigen Notabilitäten zu begegnen. Vornehme, begüterte, gutgestellte, unterrichtete Männer wird man allerdings herausfinden; aber man würde sich sehr täuschen,

wenn man glaubte, daß irgend einer dieser Salons nur entfernt eine gewisse, geistige Devise angenommen hätte, in Folge deren man darauf reflectiren könnte, bestimmten Ideen und Menschen zu begegnen. Die vage Geselligkeitsform ist das einzige, verknüpfende Princip. Der Conversationsstoff ist das leidige Theater und der Neuigkeitenkram, welchen die Welle des Tages aus sämmtlichen Weltgegenden herbeischwemmt. Muthmaßt man vielleicht, daß es gerade deshalb an interessanter Fülle und Beweglichkeit des Gesprächs nicht mangeln könne, weil Menschen von den verschiedensten Ansichten und Ständen hinzugelassen werden, so ist man gewaltig im Irrthum. Der Parteigeist, welcher das gesammte Leben durchdringt, übt eine auseinanderstäubende Gewalt: nur Halbmenschen können sich bei Thee und Kaffee zusammensetzen und sich in wohlgewogener Rede ihre grundverschiedenen Ansichten mittheilen. Die Pariser Salons sind Bivouacs der Parteien. Diese vermischen sich nicht. Wo daher ein gegliedertes und gesondertes Parteileben nicht statt findet, da ist auch der wahrhaft große Trieb des Jahrhunderts noch nicht erwacht, und die Barbarei der Zopfperiode verbirgt sich schlecht hinter dem Firniß einer modischen Aeußerlichkeit. So weit ich die Wiener Salons kennen lernte, sind sie mir als konversationelle Taubenschläge erschienen, und wiewohl ich gern gestehe, daß ich sehr liebenswürdigen

und achtbaren Individualitäten darin begegnete, so müßte ich doch meiner innersten Ueberzeugung nahe treten, wenn ich behauptete, die Frequentation derselben sei besonders lehrreich oder auch nur amüsant. Einen vollkommen freien, ungehinderten Ideenaustausch findet man nicht; denn das künstlich erschaffene Gespenst der geheimen Polizei schreitet beharrlich, als Schildwache in den schönen Sälen auf und ab. Wenn Jemand den Mund aufthut, so macht er sich zugleich zum Censor seiner Worte, und das ist bei der Buntheit der Gesellschaft wohl nicht anders möglich. Aber eine Weisheit, die sich still verschließt, und eine Laune, die sich selbst kasteit, bieten nicht viel Erquickliches.

Die unglücklichsten und plumpsten Nachahmer der fashionablen Sitte finden sich unter dem jüngeren Geschlecht der wohlhabenden Bürger. Ihre dicken, rothen, angequollenen Fäuste kontrastiren sonderbar mit dem zarten Ueberzuge der modern gelben Handschuhe. Eine pöbelhafte Aussprache, verbunden mit einer unbegreiflichen Nonchalance des Benehmens, die man wohl füglich Bengelhaftigkeit heißen könnte, characterisiren diese ziemlich zahlreiche Klasse so scharf, daß man auf den ersten flüchtigen Anblick eines Mitgliedes derselben sogleich erräth, wohin man es zu rangiren habe. Diese Leute haben oftmals sogar Reisen gemacht; daheim reiten, kutschiren und debau-

chiren sie; doch immer und überall sind sie unwissend, täppisch, übermüthig und liederlich. Die vornehme Rouerie schlägt in dem Benehmen dieser durchaus nicht ehrenwerthen Klasse zur jämmerlichsten Karrikatur um. Genug davon!

Der Wiener Bürger, der nicht aus den Schranken seines Standes herausstrebt, was allerdings insofern als ein Vorzug gelten mag, als es nicht auf eine so absurde Weise geschieht — denn im Grunde genommen ist es die Bestimmung eines jeden Standes, aus seinem historischen Geleise zum Behufe der modernen Amalgamation endlich herauszutreten, und es ist der fortwirkende Fluch, der auf der Menschheit lastet, daß es bisher noch nicht vollständig geschah — der Wiener Bürger theilt sich, wie allenthalben, in zwei Klassen, die bemittelte und die unbemittelte; beide lassen den lieben Gott und die Regierung schalten und walten, nach Gefallen. Den Bemittelten ist ja so wohlig zu Muthe, wie zweihundert Säuen; die Unbemittelten schieben all ihr Ungemach dem Zufall in die Schuhe. Daß Vieles von dem, was sie bedrückt, unter andern Umständen auch anders werden, ja gänzlich wegfallen könnte, davon haben sie bisher keine Ahnung, und sie wird ihnen allem Anscheine nach noch lange nicht zu Theil werden. Diese Philister lesen nicht selten die Augsburger allgemeine Zeitung, und glauben an ihre Jungfräulichkeit. Der Welt-

begriff, welchen sie sich darnach formiren, kann nicht anders als höchst befriedigend und loyal gerathen. Zur Hälfte verstehen sie die Zeitung nicht; das flößt ihnen Respect vor überlegener Geistesmacht und vor Allem Bescheidenheit ein. Die übrige Hälfte belehrt sie, wie ewige Unruhen und Zerrüttungen herrschten in allen sogenannt freisinnig konstituirten Landen, und wie allein Oesterreich des tiefsten, seligsten Friedens genieße. Die Wirkung des vortrefflichen Zeitungsblattes hilft das Bier vollenden. Oesterreich ist eigentlich ein gesegnetes Weinland; die Berge um Wien liefern ausgezeichnete Sorten. Der Wiener vernachlässigt das heimische Gewächs, um sich der Biertendenz vollständig hinzugeben. Das Innere eines Bierhauses gewährt einen merkwürdigen Anblick. Tabakwolken ringeln sich allenthalben zur Decke des Gemachs empor. Da sitzt sie nun die ehrenveste Burgnoisie, nachdem sie die Last der täglichen Arbeit abgeschüttelt, um sich der Gedankenlosigkeit mit unbeschreiblicher Wonne hinzugeben und als Episode, ein mageres Beafteak oder sonst dergleichen zu verzehren. Man daguerrotypire eine dieser Gestalten, doch sorgfältig und genau, daß nicht ein Zug der Physiognomie verloren gehe, und man wird eine Personification des vollkommensten Indifferentismus vor sich haben, den eigentlichen Bodensatz der deutschen Natur, den die gesammte Nation noch bei weitem

nicht vollständig und energisch genug ausgeschieden hat.

Der Preis des Bieres ist dem Wiener Bürger von höchster Bedeutung. Eine allzustarke Erhöhung desselben könnte bedenklichere Gährungen hervorrufen, als eine Vermehrung der Steuern: und das ist wohl im Grunde ganz natürlich. Denn würde dem guten Volke der Genuß seines liebsten und zugänglichsten Labungsmittels, dessen es sich mit so hoher Vorliebe bedient, um in seinen braunen Fluthen alle verwegenen Grübeleien zu ersäufen, verkümmert, so könnte es ja trotz seines besten Willens derselben nicht los werden, und die Habsucht der Brauer möchte das Princip der Stabilität empfindlich erschüttern. Das Bier ist dem Wiener das Palladium seiner politischen Seelenruhe, seine Charte, und er schätzt die Braufreiheit zuverlässig höher als die Preßfreiheit.

Fünfter Brief.

Die untern Stände. — Der Volkscharakter im Allgemeinen. — Resultate und Gesichtspunkte.

Je tiefer man auf der Stufenleiter der geselligen Ständeordnung hinabsteigt, desto lebhafter und beweglicher zeigt sich der Volkscharakter, desto ungezwungener, unabgeschliffener tritt er dem Beobachter entgegen. Jene apathische Stille, welche sich so häufig auf dem Angesichte eines sogenannten kultivirten Wieners ablagert, und eigentlich nichts als der krystallisirte Indifferentismus ist, verliert sich in den untern und untersten Schichten der Gesellschaft. Dafür äußert sich ein ungebundener, etwas plumper Humor und eine derbe Lebenslust. Diese Stimmung geht ziemlich hoch hinauf, bis in jene Kreise der jungen Bourgnoisie, wo die Eleganz und die Mode als leitende Gestirne verehrt werden, wo man sich nicht

mehr unterhält, um sich zu unterhalten, sondern hauptsächlich beflissen ist, die Lebensweise der Hohen und Reichen nachzuahmen. Wenn dieser Ton der Nachahmung vorzugsweise nobel genannt wird, so heißen die Bekenner jener originellen Lebenslustigkeit fidel, fäsch, flott. Zwischen einem noblen und fidelen Wiener herrscht ein wesentlicher Unterschied. Der fidele Wiener, der durchaus keinen Accent des Noblen aufgenommen, ist in der Regel ein etwas plumper Geselle. Die unaufhörliche und rücksichtslose Jagd, welche er auf Vergnügungen macht, gestattet ihm nicht, über die Formen seines Benehmens nachzudenken. Natürlich kann dies nur von solchen gelten, die allenfalls über die erforderlichen Bildungsmittel gebieten könnten, während bei allen im Staube und der Mittellosigkeit Geborenen von Beachtung der Formen überhaupt nicht die Rede sein kann. Der luftigste Schneidergeselle kann eben so fidel sein, als der reichste Hausherrnsohn. Diese Ausdehnsamkeit der Benennung hat sie bei den höheren, strebenden Klassen um ihren Kredit gebracht. Der ausgemachteste Tölpel, der sein unschönes Korpus mit einem Gunkelschen Frack tapezirt, fühlt sich unendlich geschmeichelt, wenn man ihn einen Stutzer nennt. Ich kann mich genau erinnern, daß vor einigen Jahren dem noch nicht so zu sein pflegte, indem man damals noch den freilich groben, aber doch reellen Lebensgenuß diesem lächer-

lichen Haschen nach der vornehmen Form vorzog. Damals setzten die jungen Leute noch ein point d'honneur darein, flotte Kerls geheißen zu werden. Es ist offenbar kein Fortschritt zum Besseren, wenn sich die Liederlichkeit maskirt, während sie vor einigen Jahren noch das Licht des Tages nicht zu scheuen schien. Die ganze Aenderung dieses Verhältnisses besteht in dem Hinzutreten einer gewissen, heuchelnden Affectation.

Wenn die Genußsucht als der unverkennbare Grundzug des Wiener-Lebens gilt, so gibt wahrlich das Gros der Bevölkerung keinen Anlaß, diese Behauptung zurück zu nehmen.

Die öffentlichen Genüsse des Volks bestehen in Wirthshausfreuden, Tanzmusik und Tanz, endlich in der Komödie.

Das Wirthshaus, Bierhaus, Gasthaus oder wie man diesen Brennpunkt der Wiener Geselligkeit sonst benennen mag, übt eine magische Anziehungskraft auf die Menge. Es gibt Bierhallen, Bierquellen, Biersalons u. s. w. Diese Anstalten sind mitunter auf das Grandiöseste eingerichtet. Die Bierhalle nächst der Mariahilferlinie faßt mindestens 1000 Personen. Im Sommer schwärmt die zechlustige Bevölkerung auf dem Lande umher; einer der beliebtesten Ausflüge ist in dieser Hinsicht Liesing, ein Stationsplatz der Wien-Raaber Eisenbahn, allwo

sich ein berühmtes Bräuhaus befindet. Besonders an Sonntagen geht es hier lärmend zu. Oft geschah es, daß der trunkene Pöbelhaufe Steine zusammenraffte und den Train bombardirte, wenn er nicht schleunig genug in den meist überfüllten Waggons Platz finden konnte. Mancher sinnige und stille Naturfreund kehrt auf der Bahn aus dem Schooße der reizenden, majestätischen Alpenwelt heim; er hat sein Herz und seine Sinne geweidet an der wilden, und dennoch süß bezaubernden Herrlichkeit des Höllenthals; er hat vielleicht sogar die Höhe des Schneeberges erstiegen und die Phalanx der Gebirge, welche die Natur an Steiermarks Gränze theilweise mit blanken Schneeküraßen aufstellte, bewundert; er trägt den kostbaren Eindruck in der Seele herum, und wiegt sich in der Fülle frischer, schöner Erinnerungen: — da führt ihn sein Mißgeschick mit einem wackelnden Trunkenbold zusammen, der ihn auf die Füße tritt, ihn durch abscheulichen Athem und häßliches Räuspern belästigt. Jedenfalls ist dies ein unangenehmes Abenteuer. Die sommersonntäglichen Passagiere der Wien-Raaber Bahn sind größtentheils solche, welche einen erfrischenden Landausflug unternehmen. Warum soll den guten Leuten ihr Vergnügen durch eine so heftig bezechte Gesellschaft gestört werden? Angenommen, daß es Manchem der Betheiligten nicht besser ergangen wäre, und er selbst schweren Schritts dahertaumeln

würde, falls er in Liesing abgestiegen wäre: so kann ihm doch, wenn er eben nüchtern ist, das Zusammenpressen in den Waggons nicht gleichgültig sein. Gegen Unarten ist selbst der Unartige nicht tolerant.

Die Neigung zu Wirthshausvergnügungen ist bei den Wienern so eingewurzelt, daß es ihnen beinahe zum Bedürfnisse geworden ist, ihre paar erübrigten Kreuzer auf diese Weise durchzubringen. Der Arbeiter führt seine geliebte Grisette dahin; der Hausvater findet sich dort ein, umringt von seiner ganzen Familie. Die Leute glauben nicht, daß es recht wohl angehe, sich daheim einen guten Tag zu machen, nur das Wirthshaus erscheint ihnen in einem besonderen, transparenten Freudenscheine. Wie unendlich sittlicher und zugleich anregender ist ein anständiges Familienvergnügen. Aber es bedarf hiezu des Geistes der Häuslichkeit, der leider! in Wien seit jeher spärlich zu bemerken war, und von Tag zu Tag mehr schwindet.

Seit einiger Zeit hat auch die Branntweinkonsumtion bedeutend zugenommen; ein schlimmes Omen für die Sittlichkeit des Volkes. Ueberhaupt läßt sich wahrnehmen, daß die frühere Jovialität und Gemüthlichkeit, welche selbst in den niedern Ständen vorherrschte, jener eigenthümlichen Roheit, welche an dem Pöbel anderer Großstädte so kraß hervortritt, Platz zu machen beginnt. Der Humor nimmt in diesen

Kreisen häufig die Farbe einer beleidigenden Persiflage an, während die ursprüngliche Gemüthlichkeit sich mehr und mehr im schmutzigen Eigennutze auflöst.

Advocem Humor! Man rühmt den Wiener Witz. — Ich vermag durchaus keine glänzende Seite an demselben zu entdecken. Die Wiener selbst bilden sich ausnehmend viel darauf ein; sie schelten den Berliner Witz trocken, hölzern, gemüthlos; und doch ist er ihrer Sorte weit vorzuziehen. Glasbrenners buntes Berlin enthält der schlagenden und schalkhaften, mit echter Satyre gewürzten Einfälle bei weitem mehr, als eine Bibliothek wienerscher Lokalschriften. Doch will ich vorläufig das Gedruckte gänzlich bei Seite lassen und mich lediglich auf die Humoristik des Wiener Gesprächs und der traditionellen Bonmots beschränken. Der Wiener bewegt sich gern in scherzhaften Wechselreden; weil aber der Gegenstand seiner Rede häufig ein bedeutungsloser und kleinlicher ist, so vermag auch die witzige Beziehung, welche er hervorbringt, nicht sonderlich anzuregen. Selbst dem Wortwitz darf es an Stoffhältigkeit nicht ganz gebrechen, wenn er nicht schal und widerlich werden will. Das was den Wiener, den durchschnittlichen Wiener, den Repräsentanten seiner Klasse, hauptsächlich interessirt, ist viel zu armselig, als daß selbst die geschickteste, hierauf bezügliche Antithese dem Gebildeten ein Lächeln abgewinnen

könnte. Der Wiener Gespächshumor ist nichts, als eine besondere Art des Genusses, er will sich und seinen Genossen eine kleine Zwergfellerschütterung bereiten, meistentheils um besser zu verdauen; weiter bezweckt er nichts; er ist in seinem winzigen Ideenkreise vollkommen zufrieden mit sich selbst, und empfindet nichts von jenem merkwürdigen Bildungstriebe, welcher den vorwiegend ernsthaften Berliner in parodistisch klingende Faseleien verwickelt. Man mag dem Wiener gerne sein Lachen und seine Freude gönnen; aber mitlachen wird man schwerlich können; die Sache ist offenbar zu plump und unbedeutend.

Welche Wunder erzählte man nicht von den Wiener Fiakern und Schusterjungen! Man häte glauben mögen, die Redacteurs der Pariser Witzblätter hätten kein dringenderes Geschäft gehabt, als sich allemal aus diesen Kreisen zu ergänzen. Worin besteht nun die Witzfülle dieser Leutchen? Größtentheils in einem Schabernack, welchen sie den Vorübergehenden spielen, indem sie dieselben verhöhnen, zum Besten haben oder gar prellen.

Ein Fremder fragt einen Fiaker, in welcher Gegend eine gewisse Straße liege. Der Fiaker giebt zu verstehen, das lasse sich schlecht expliciren, und überdem daure der Weg dahin mindestens eine halbe Stunde. Der Fremde läßt sich bereden, einzusteigen, doch nicht ohne vorher über den Preis akkordirt zu

haben. Der Fiaker fährt eine halbe Stunde zwecklos in den Straßen der Stadt umher; denn der Ort, wohin der Fremde zu gelangen wünscht, befindet sich in der Nähe, wo der Fiaker stationirt war. Bei der Zahlung verlangt der Fiaker anderthalbmal soviel, als ursprünglich ausgemacht war. Denn der Fremde hatte, der Gewohnheit gemäß, auf Wiener-Währung abgehandelt, und der pfiffige Kutscher verlangt nunmehr seinen Sold in Conventionsmünze, weil jener die Valuta ausdrückfich zu benennen unterlassen hatte. Dergleichen nennt man witzig, und doch ists mehr, als die unverschämteste, nichtswürdigste Prellerei?

Wenn ein Fremder in die Irrenanstalt gefahren zu werden wünscht, und der Fiaker ihn fragt, ob er wohl darin bleiben werde, so ist das eine Grobheit, die höchstens dann gerechtfertigt werden könnte, wenn der Fremde eine besonders excentrische Außenseite zur Schau trüge, allein wo bleibt sodann der Witz?

Nicht viel besser steht es mit den sogenannten traditionellen Bonmots; aber nicht zu läugnen ist, daß sie in stofflicher Beziehung bei weitem pikanter sind, weil sie meist verfängliche, häufig politische Ereignisse betreffen. Die Urheber derselben bleiben natürlich verborgen, denn die Ehre sich zu machen, dieser Einfälle als Vater zu bekennen, dürfte theuer zu stehen kommen, und wohl nicht selten einen tüchtigen Polizeiarrest, wo nicht gar Schlimmeres zur Folge haben.

Diese Bonmots enthalten oft die bittersten und boshaftesten Invektiven gegen die höchstgestellten Personen im Staate. Der Zweck zu beleidigen, zu verwunden, liegt offenkundig da. Aber wenn man den Stachel näher betrachtet, so ist er meistens nicht scharf genug geschliffen, um witzig zu treffen. Demungeachtet wird man einigermaßen entschädiget, weil auf zehn solcher Bonmots immerhin ein bis zwei gelungene gerechnet werden dürfen.

Die bekannte Inschrift des Wiener Burgthores auf der Glacisseite ist: Justitia fundamentum regnorum; über dem Thore läuft der Basteiwall. „'Sist nicht zu verwundern," bemerkte ein Wiener Spaziergänger, „wenn bei unserer Justiz alles drunter und drüber geht." Etwas derb, aber kein schlechtes Wortspiel!

So groß die Masse dieser alljährlich in Cirkulation gebrachten Pasquinaden sein mag, so dürften wohl nur äußerst wenige zur öffentlichen Mittheilung halbwegs geeignete herauszufinden sein. Kaum geboren und von Mund zu Mund getragen, verhallen sie bald wieder. Und doch wäre eine Zusammenstellung derselben nicht ohne einiges charakteristisches Interesse. Psychologie und Geschichte lehren übrigens, daß der Sache selbst keineswegs eine erhebliche Bedeutung einzuräumen sei. In allen Staaten, wo eine gegliederte und systematische Opposition herrscht,

spielt die Karrikatur des Wortes und des Bildes eine blos sekundäre Rolle. Wo sie aber schwach und daher verpönt ist, da reducirt sich der ganze Widerstandsgedanke im Volke auf ein Bonmot, ein Calembourg, das blos mündliche Fortpflanzung finden mag, weil der Buchstabe sich zur Fixirung desselben nicht hergeben darf. Diese Erscheinung war im alten Venedig, im päbstlichen Rom, im vorrevolutionären Frankreich, mit einem Worte, fast allenthalben, wo bei mächtigem Drucke eine gewisse Springkraft der Laune herrschte, zu gewahren, und beweist nicht mehr und nicht weniger, als daß in jeglicher, selbst der mildesten und zahmsten Menschennatur, eine gewisse Skorpionanlage schlummere, die denn auch ihre Geltung und Entwickelung fordert.

An die Neigung zu Wirthshausfreuden schließt sich die der Wiener Bevölkerung so oft zum Vorwurf gemachte Eßlust. Zwar wird in neuerer Zeit durch statistische Tabellen nachgewiesen, daß in Wien blos im Verhältnisse der gestiegenen Einwohnermenge mehr konsumirt werde, daß hingegen der Verbrauch gewisser Eßartikel, z. B. der Hühner, absolut abgenommen habe. Aber so wie trockene, statistische Notizen überhaupt geringen Nutzen zu gewähren pflegen, so zeigt sich das auch in diesem Falle, und die Frage wäre eigentlich dahin zu stellen, ob in Wien die Eßlust oder die Wohlhabenheit abgenommen habe?

Nachdem in den letzten Jahren die Preise der Lebensmittel eine beinahe unerschwingliche Höhe erreicht haben, so möchte der Grund der verringerten Konsumtion eher in diesem Umstande, als in einer Rückkehr zur Mäßigkeit zu suchen sein. Die Eßgenüsse sind seltener, aber desto beliebter und ersehnter geworden. Die klassischen Backhühnchen werden noch mit derselben Virtuosität wie ehemals verschlungen, wenn sie auch bei weitem theurer zu stehen kommen. Daß der Wiener sich jetzt seltener bene thut, beweist gar nicht, daß er nicht vielmehr an jedem Tage hiezu bereit wäre.

Das Essen spielt fortwährend bei sämmtlichen Wiener Unterhaltungen die Hauptrolle. Bei Hochzeiten, Kindtaufen, Geburts- und Namensfesten, freundschaftlichen Bewirthungen, Hausbällen, Picknicks und selbst Landausflügen steht es immer noch in erster Linie. Man sollte glauben, daß mindestens bei Landausflügen der künstliche Hunger, dieser Hang, sich mit Behaglichkeit an üppiger Speise satt zu essen, in den Hintergrund treten sollte. Durchaus nicht! Man rühmt an den Wienern einen gewissen Natursinn, und es ist nicht zu läugnen, daß es eine bedeutende Menge wahrhafter Naturenthusiasten unter ihnen gebe, auch wäre das Gegentheil bei der Herrlichkeit und Anmuth der sie rings umgebenden Natur unverzeihlich zu nennen. Aber die Majorität bilden sie nicht; das

ist gewiß. Die Masse wandelt am liebsten auf gebahnten Wegen, die zu einer, nicht sehr entlegenen Erfrischungsanstalt führen. Unbekannte Schönheiten der mild melancholischen Gebirgsregion aufzuspüren, im eigentlichsten Sinne des Worts der Natur auf einer solchen Wanderung zu huldigen, das versteht sie nicht. Es scheint vielmehr, als ob die schlechte, ungesunde, stauberfüllte Atmosphäre der Stadt die Bewohner veranlaßte, sich in den Gebirgen ein erquickendes Luftbad zu bereiten. Das Wiener Wetter und die Wiener Luft sind besonders der Lunge im höchsten Grade nachtheilig; 8000 Menschen unterliegen nach der Angabe erfahrener ärztlicher Professoren den unheilvollen Brustkrankheiten. Unter solchen Umständen scheint das pathologische Bedürfniß den stärksten Reiz zu den so häufigen ländlichen Excursionen zu ertheilen. Es giebt Sommertage, wo 10 bis 15000 Menschen auf der Wien-Raaber Bahn hin und her befördert werden, während auch die sonstigen Umgebungen sich ziemlich besucht und belebt zeigen. Einer der schätzbarsten Vortheile, welchen die Bahn den Spazierfahrenden gewährt, besteht wohl darin, daß sie gänzlich von der Plage des Staubes verschont bleiben, während man anderwärtshin, z. B. nach Waidlingau, Haimbach u. s. w., außerordentlich davon zu leiden hat.

Die Neigung, auf dem Lande zu leben, ist bei den Wienern aller Stände groß, und nur die

Unbemittelten müssen sich dieses Vergnügen versagen. Im Monate Mai beginnt eine förmliche Auswanderung; allein man glaube ja nicht, daß der Wiener in diesem Falle auf den Genuß der städtischen Freuden resignire. Er vergräbt sich selten ins tiefe Gebirge, er pflegt sich vielmehr nicht fern von der Landstraße oder Eisenbahn anzusiedeln, um von Zeit zu Zeit nach der Stadt zu eilen. Die ländlichen Umgebungen Wiens sind während der Saison mit allen nöthigen Comforts des Residenzlebens ausgerüstet. In der Brühl werden unter freiem Himmel die brillantesten Tanz- und Beleuchtungsfeste ausgeführt. Der Kurort Baden ist ein förmliches Klein-Wien. Die Üppigkeit des Luxus und der Mode kann sich auf dem Lande eben so ungezwungen, wie innerhalb der Stadtmauern entfalten. Besonders unter dem weiblichen Geschlechte giebt es wahre Landschwärmerinnen; es dünkt ihnen ein außerordentlicher, unbezahlbarer Hochgenuß, die Saison unter einem niedern Dache und runden Strohhute zuzubringen. Zum Theile gestattet ihnen ein solcher Aufenthalt eine größere, formelle Freiheit — und wer möchte in Abrede stellen, daß die städtische Pflanze der Galanterie unter solchen Verhältnissen recht trefflich gedeihen könnte, wenn es einer anmuthigen Naturfreundin überhaupt gefiele, sie zu pflegen? Die Einsamkeit fördert jede Liebe, die erlaubte wie die verbotene, vorausgesetzt, daß es

überhaupt eine verbotene Liebe geben könnte, da die Frauen und Mädchen sich so gerne Alles erlauben.

Der zweite Hauptgenuß des Wiener Publikums, bestehend in Tanzmusik und Tanz, ist mit seinem innersten Wesen so zu sagen identisch, und liefert uns die bezeichnendsten Beiträge und Behelfe zur Charakteristik desselben. Die Tanzlust ist der materiellste aller Kunsttriebe, denn sie entspringt aus sinnlichen Regungen, welche sich rhythmisch zu gestalten streben. Sie gehört demnach wesentlich zu dem Ressort eines genußliebenden Volkes, und findet bei ihm die sorgfältigste und unnachlässigste Pflege. Der Wiener Walzer ist ein weltbekanntes Ding. In seinem üppigen und zugleich monotonen Ausdrucke spiegelt sich der Charakter der Bevölkerung unstreitig treuer und lebensvoller, als in dem unaussprechlich langweiligen und höchst mittelmaßigen Werke des Herrn Mathias Koch „Wien und Wiener," wovon auch mir ein Exemplar in die Hände gerieth, und worauf ich späterhin zurückkommen will. Auf Wiedersehn, Herr Mathias Koch! Es soll mir ein besonderes Vergnügen sein, Ihnen die schriftstellerische Haut ganz gelinde über die Ohren zu ziehen.

In neuerer Zeit hat sich die Quadrille mächtig eingedrängt, und den heimathlichen Walzer bedeutend in den Schatten gestellt. Man sieht, die Tendenz zur deutschen Einheit ist hier noch nicht sonderlich erstarkt;

es ist ein wahres Glück, daß die patentirten Franzosenhasser, die ihr abgeschmacktes Gequäcke noch immer nicht ganz einzustellen für gut befinden, nichts davon erfahren zu haben scheinen. Sie möchten sonst im Namen der deutschen Nationalität, wovon sie ganz absonderliche Begriffe hegen, die eingeschlichene Quadrille als ein propagandistisches Gewächs denunciren, und würden an die Stelle des Tanzes ihre klassischen Turnübungen zuverlässig am liebsten gesetzt sehen. Demungeachtet kann der unbefangene Beobachter nicht umhin, der Quadrille vorzugsweise seinen Beifall zu schenken; denn sie ist sinniger, decenter und graciöser als der Walzer, des unsinnigen Galopps gar nicht zu gedenken. Jedenfalls zeigt sich ein Streben im Volke, sich die gefälligeren und glücklicheren Formen einer fremden Nation anzueignen, und das begründet wohl keinen Tadel, besonders wenn das Streben aus einem gewissen kritischen Bewußtsein hervorgeht, und auf eine organische Durchbildung, nicht blos gedankenlose Nachäffung hinzielt. Zu wünschen wäre freilich, daß dieser Nachahmungsgeist sich auf ein edleres und nützlicheres Element als den Tanz werfen wollte.

Charakteristisch und nationell ist die Quadrille in keinem Falle geworden. Wenn die jungen Leute sie herunterhüpfen, so sieht es allemal aus, als ob sie Probe machten. Sie bewegen sich ziemlich ungelenk. Der Pariser Geist hat ihnen nicht hinreichend die

österreichen Gliedmaßen gebogen und gebrochen. Wenn hingegen ein Walzer ertönt, dann wird recht losgelegt, dann sind sie in ihrem eigentlichen Elemente, dann verklären sich alle Mienen, die Busen wogen, die Herzen klopfen stürmisch und des innerlichen Jubels ist kein Ende, bis der Sologeiger den Bogen niederlegt.

Die Namen Strauß und Lanner strahlen am hiesigen Tanzhimmel noch fortwährend als Sterne erster Größe; eine Menge Rivalen sind neben ihnen erstanden, ohne Glück zu machen, und ihr Ruf hat sich ungeschmälert behauptet, indem er sich selbst über die Gränzen des Landes verbreitete. Jeder hat sein eigenthümliches Genre. Beide sind von den Wiener Journalschmierern wenigstens eben so oft als Schiller und Göthe verglichen worden. Strauß hat seit der Rückkehr von seiner großen Reise sein früheres gefeiertes Kompositionsgeschick nicht wieder gefunden; wenn aber sein Genius zeitweise aufblitzt, so liefert er recht Pikantes und Glänzendes, während Lanner sich sattelfester in der Gunst des Publikums zu behaupten wußte und durch liebliche, zugleich aber auch gut verarbeitete Melodienfülle die Ohren und die Sinne zu kirren weiß. Strauß ist der Mann der lebendigen, genußfreudigen Laune; Lanner liefert treffliche Gartenmusik, doch denke man sich in jeder Laube ein zärtlich kosendes Paar. Wenn Strauß komponirt, so mag er die Feder in ein Champagner-

glas tauchen; Lanner hingegen scheint sie zu feuchten in einer Thräne der Wollust.

Unstreitig hat diese Musik etwas Massenaufregendes. Der Wiener fühlt sich durch ihre Klänge elektrisirt, weil er in seinem tiefinneren Wesen dadurch ergriffen wird, weil sie eben so leicht, lustig, gemüthlich prickelnd sind, wie er selbst. Die Walzermusik übt eine Rückwirkung der allgemeinen wienerschen Natur auf den individuellen Wiener, und insofern durchaus nicht geeignet, ihn zu erheben und zu läutern, sondern vielmehr, wie gemacht, in seinen nationellen Fehlern ihn zu bestärken. Sie stimmt ihn zur Apathie gegen alle geistigen Einflüsse, während die Gluth des Genußtriebes dadurch noch bei weitem mehr angefacht wird. Alle geistig trägen Naturen neigen sich zu dieser gefälligen Selbstbespiegelung, wie sie der Wiener in dem Anhören der Walzermusik übt, und so mag es nicht Wunder nehmen, wenn der Tanz, der accompagnirenden Musik gegenüber, eine blos sekundäre Rolle spielt, so daß beinahe allenthalben, wo eine noch so kleine Gesellschaft sich öffentlich versammelt, auch das Walzergedudel nicht fehlen darf. Während der katholischen Fastenzeit müssen bekanntlich die Fußspitzen ruhen; da haben denn die spekulativen Gastwirthe eine Art Abendunterhaltung erfunden, welche sie Konversation, Reunion u. s. w. benennen, und wobei Strauß, Lanner oder einer ihrer zahl-

reichen Nachahmer aufzuspielen pflegt. Die Leidenschaft des hier versammelten Volkes macht sich, so oft ein beliebter Walzer ertönt, durch zügelloses Händeklatschen Luft; die Bravos schmettern kannibalisch und unterbrechen die Musik beinahe nach jedem Takte. Meine unbefangene Meinung geht dahin, daß die Klage, der Sinn für die echte Kunst wurde durch die Walzerfluth untergraben, vielleicht nicht so sehr begründet sein dürfte, als die Bemerkung, wie schädlich und abstumpfend diese Art musikalischen Wirthshausvergnügens auf die Moralität des Volks einwirken müsse. Müssiggang, Üppigkeit, Flachheit! ein hübsches Kleeblatt von Übeln, welche unstreitig dadurch genährt werden. Als musikalisches Gebilde ist der Walzer ganz und gar nicht verwerflich; von Zeit zu Zeit vernommen und genossen, mag er das Gemüth recht erheiternd anregen. Läge den Stauß'schen und Lanner'schen Kompositionen nicht wahrhafter Werth zum Grunde, so hätten beide wohl schwerlich ihren Weg durch einen Theil Europas bis in das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon gefunden. Allein so wie ein jedes Übermaß schädlich ist, und man eben kein Homöopath zu sein braucht, um diese Wahrheit einzusehen, so kann auch die Wiener Walzermanie keine guten Früchte tragen. Da nun die Sittlichkeit den Brennpunkt des menschlichen Lebens bildet, so

muß begreiflicherweise jedes wesentliche sociale Element auch auf diese bestimmend einwirken.

So ausgesprochen die Vorliebe der Wiener für Tanz und Tanzmusik sein mag, so mangelt es doch an einem ausgezeichneten großartigen Saale. Der weltberühmte Sperl ist nicht sonderlich gefällig, mit weitläufigen aber winkeligen Appartements versehen; der Saal zur goldenen Birne ist architektonisch schöner, dafür aber bei weitem kleiner. Der Apollosaal, einst bei weitem der größte, wird dermal von einer Seifensiedergesellschaft zur Fabrikation von Kerzen benutzt. Die Redoutensäle wurden vor einigen Jahren restaurirt. Es geschah mit ziemlicher Ökonomie. Das Elegante ist wohl immer einfach; das Einfache hingegen nicht immer elegant. Im Augenblicke, da ich diesen Brief niederschreibe, erfahre ich, daß während der Dauer des heurigen Carnevals der Birnsaal gänzlich geschlossen bleiben werde. Ei, ei, die Zeiten werden schlecht.

Die Faschingsfreuden sind hier so kostspielig und so gefährlich, daß jeder Familienvater wohl thäte, sich und die Seinen so viel wie möglich fern von ihnen zu halten. Mancher häusliche Friede ist durch ihren Übergenuß für immer zerstört worden, und eine glückliche Verbindung nur äußerst selten zu Stande gekommen. Man glaube nicht, daß es ungefährlich sei, die Sinnlichkeit der lieben Angehörigen gewisser-

maßen zur Weide zu schicken, und sie hier austoben zu lassen. Die Wölfe schleichen zu nahe umher.

Die Komödie ist dem Wiener fast eben so sehr, als der Tanz an das Herz gewachsen. Er ist in dieser Hinsicht offen. Der echte Wiener, nicht der nationalisirte Fremde, gesteht, blos lustige Stücke zu lieben. Er nennt den Hang zum Ernste eine Geschmackseigenthümlichkeit. Ohne so recht eigentlich zu begreifen, wie man denn überhaupt eine Vorliebe für das ernste Element des Lebens fassen könne: findet er es desto natürlicher, aus vollem Herzen zu lachen und sich allen Unmuth über die Plackereien des Geschäftslebens durch einen lustigen Einfall verscheuchen zu lassen. Die gebildetere und höher gestellte Klasse geht allerdings über dies seichte Raisonnement hinweg. Allein in Hinsicht auf das Gros des Publikums kann es als ein förmliches Programm seiner Kunstansichten betrachtet werden. Deshalb sind die Theater fast ausschließend mit der Repräsentation der sogenannten Wiener Posse beschäftiget. Deshalb verehrt der Wiener seinen grimassirenden Nestroy weit mehr, als der Pariser seinen Bouffé. Deshalb nehmen die hiesigen Klatschblätter den Mund voll, so oft sie über die Aufführung einer Posse berichten, als wäre sie nicht vielmehr ein untergeordnetes Genre, welches höchstens eine gelegentliche Besprechung, mehr um den Reiz der allgemeinen Neugier zu stillen, als

ein Kunstinteresse zu pflegen, gestattet. Deshalb widerhallt hier der Refrain eines drastischen Couplets kurz nach der Aufführung in tausend und abermals tausend Mäulern. Mit einem Worte, die Posse ist eine wahre Macht und übt tiefen und nachhaltigen Einfluß auf die Gemüther des Volks. Es ist wohl hier nicht die geeignete Stelle, dies ausführlicher zu begründen und nachzuweisen. Ich erspare mir diese Aufgabe, bis mich der Lauf meiner Betrachtungen zum hiesigen Theater führt.

Die Komödienlust des Wieners hat eine Mischlingsgattung erzeugt, die sogenannten Harfenistenproductionen. In der nächstbesten Wirthsstube oder in einem öffentlichen Garten baut sich die aus drei, höchstens vier Individuen bestehende Truppe ein leichtes Gerüst auf, und nun beginnt die förmliche Darstellung einer Handlung in Dialogen und Gesängen. Die agirenden Personen sind hierbei charaktergemäß kostümirt. Mit einem Worte, es ist eine Uebersetzung der Posse in das Wirthshausleben; die Zusammenfassung zwei solcher Lustelemente ist den Gästen natürlich höchstwillkommen. Wenn die zwergfellrüttelnden Drolerien sich häufen, so rinnt das Bier schneller und leichter durch die Gurgeln hinab; und wenn bereits eine erhebliche Quantität des verdumpfenden Gerstentrankes hinabgeflossen, so ist eben jeder Schnack, sei er noch so albern, gut genug und

macht die Leute lachen, daß ihnen beinahe die Bäuche platzen.

Eine glückliche und gut berechnete Spekulation ist Daums sogenanntes Elysium, worin Gaukler, Sänger, Harfenisten, Pantomimisten und dgl. im buntesten Gedränge sich bewegen. Die Lokalität ist unterirdisch, außerordentlich ausgedehnt, mit Gas beleuchtet. Der Tanzsalon präsentirt sich ziemlich artig. Ein chinesisches Serail enthält die Collektion einiger recht pikanter Gestalten. Selbst das Kind der modernen Civilisation, die Eisenbahn, fehlt nicht. Die Waggons werden von buntbemalten Pferden gezogen. Gravitätische Improvisatoren wandeln umher und verstreuen schlechte Reime. Devisen und Embleme aus allen Welttheilen zusammengesucht, bedecken die Wände. Etliche Wandgemälde sind nicht ohne Geschmack ausgeführt. Es ist eine Art vergröberter Märchenwelt, welche den Beschauer hier umgibt, doch nicht ganz reizlos und besonders durch das Geschick, womit hier alle Passionen des Wiener Geschmackes so zu sagen auf einem Punkte konzentrirt erscheinen, alle Sinne beschäftigend. Das Gedränge ist oft unbeschreiblich, die Hitze mittelafrikanisch, saharamäßig. Das Ganze ist eine ins Giganteske durchgeführte Spektakelkomödie, und daher das Glück, welches ihm zu Theil geworden.

So viel über die öffentlichen Freuden der Wiener Bevölkerung. Doch halt! iene Hauptfreude hätte ich

beinahe vergessen, die Lektüre der Ritterromane. Kein Umstand beweist wohl schlagender, daß es noch ausnehmend viel ungebildeten Pöbel in dieser Stadt und dem zugehörigen Lande gebe, als die Masse der hier aufgelegten Ritterromane, welche mindestens dreimal so stark ist, als die aller anderwärts gedruckten zusammengenommen. Zudem überbieten sich die Verfasser, die Herren Dellarosa, Mühlböck, Mannbach, Damaschka u. s. w. in den sinnlosesten Conceptionen und den absurdesten Titeln. Ein wahrer Jammer! Ueber die Schädlichkeit dieser von Aberglauben und feudalem Servilismus stinkenden Bücher kann wohl kein Zweifel sein.

Die sybarische Richtung des Wiener Volksgeistes hat zunächst eine böse Folge hervorgebracht; der Fleiß vermag den Bedürfnissen nicht zu folgen. Um nun das Fehlende zu ersetzen, werden Kniffe aufgeboten, und es ist durchaus keine Uebertreibung, daß man hier von der arbeitenden Klasse im Durchschnitt nachlässig und ungewissenhaft bedient werde, besonders wenn man unterläßt, zu feilschen und zu mäckeln und dem Arbeitsmanne Vertrauen schenkt. Zeigt man sich bieder und großmüthig, so hält er das wohl gar für Kurzsicht, und es ist nothwendig, diesen Leuten bei jedem Anlaß tüchtig auf die Finger zu klopfen, wenn man sich überhaupt Respekt erwerben will. Es gibt Schuhmacher, welche auf die Verarbeitung schlechten, von

der Lohe zu stark angegriffenen Leders förmlich speku-liren; die Preise der Schneider, besonders der-jenigen, welche für das Bedürfniß der Modeherren arbeiten, wachsen täglich mehr, bis sie mit den Pariser Preisen in ein gleiches Niveau getreten sein werden, ungeachtet weder die Solidität des französi-schen Stoffes, noch die Eleganz der Arbeit mit den hiesigen Schneidererzeugnissen irgend ein Vergleich ge-stattet. Die Lebensmittel unterliegen den unver-schämtesten Fälschungen; eine gute Sahne zum Kaffee zu bekommen, ist beinahe unmöglich, es sei denn, man wollte sich herbeilassen, mit einem der sogenannten Milchmaier einen besonderen Accord zu schließen, und sich für die Lieferung echter Waare einen ungebühr-lichen Preis auflegen lassen. Das Brod ist mit Ausnahme des Weißgebäckes durchaus schlecht und unnahrhaft; bei dem starken und zuverläßigen Gewinn, welchen die hiesigen Bäcker machen, sollte ihnen wohl die Verpflichtung auferlegt werden, bessere und ge-sündere Brodgattungen zu liefern; fast in sämmtlichen Gasthäusern sind Semmel- oder Landbrote aufgelegt, ein Beweis, daß das eigentliche Wienerbrod den Gästen nicht mundet; es ist schwammig und hat säuerlichen Geschmack. Die Wiener Küche war einst mit Recht berühmt; denn sie lieferte kräftige und doch zugleich substantiöse Speisen. Heutzutage ist wenig mehr von der alten Glorie derselben übrig geblieben. In den Gasthäusern wird die Kost täglich unschmack-

hafter; die Suppe ist kraftlos, das Rindfleisch noch am genießbarsten, ein guter Braten rar; hingegen präsentirt der Tarif eine bunte Fülle eingemachter Speisen, welche aus dem Abhub des verflossenen Tages bestehen und blos durch eine überstürzte Sauce schmackhafter gemacht wurden. In Privathäusern pflegen sich die Hausfrauen in der Regel um das Treiben ihrer Dienstboten nicht zu kümmern, vernachläßigen deshalb die Küche und während das treulose Personal seine Tasche füllt, speiset die Familie bedeutend schlechter, als nach den gemachten Auslagen der Fall sein könnte. Der Braten wird jetzt selten mehr am Spieße, sondern meistens in Röhren der Sparherde zugerichtet; dadurch entgeht ihm das Aroma, der originelle Geschmack des nährenden Osmazons. Einen guten Tisch zu führen, ist bei der unaufhörlich steigenden Theuerung aller Lebensbedürfnisse überhaupt eine schwere Sache geworden; die Sorge für die Aeußerlichkeiten des Luxus, das Bedürfniß des Scheines nimmt so schwere Summen in Anspruch, daß der Wiener zwar mit blutendem, widerwilligem Herzen, aber doch nothgedrungen sich entschließt, seinem Magen einige Opfer aufzuerlegen. Bier wird zwar in unermeßlichen Quantitäten konsumirt; aber die Erzeugung desselben findet noch nicht mit jenem Raffinement statt, dessen sie allerdings fähig wäre. Während man in Baiern mitunter um

ein Dritttheil des Preises vortrefflich bedient wird, bekommt man hier nicht selten ein ganz abscheuliches Gebräu. In Lokalitäten, welche vorzugsweise auf Bierausschank spekuliren, hat man dies wohl minder zu befürchten. So ist das Bier z. B. bei den drei Raben in der innern Stadt größtentheils wohlschmeckend. Machen es aber die Umstände, z. B. die Hitze, namentlich auf dem Lande, das Gedränge der Gäste dem Wirthe halbwegs möglich, seine schlechten und versäuerten Sorten wegzubringen, so unterläßt er es gewiß nicht, behält jedoch aufs Genaueste die gangbaren Preise bei und wollte sich Jemand beschweren, so hat er höchstens eine ausgiebige Grobheit als Lohn seines Fürwitzes zu erwarten. Was den Wein betrifft, so ist er in der Regel verhältnißmäßig weit schlechter und ungenießbarer, als das Bier. Um 24 Kreuzer C.-M. wird eine sogenannte aus vier Wienerseiteln bestehende Maß geschenkt; zu jenen Sorten, welche am Rheine um diesen Preis zu erhalten sind, verhält sich diese wie gezuckerter und alkoholisirter Weinessig. Die Ursache liegt einerseits in dem Mangel sorgfältiger Rebenkultur; anderseits in der Ueberlastung des Rebengrundes mit Steuern und Gaben, und in der auf das alterum tantum gesetzten Accise. Die österreichischen Weingattungen könnten vortrefflich gerathen; allein die bessern Sorten werden zu so unmäßigen Preisen verkauft, daß der Genuß

jedenfalls blos den wohlhabenden Klassen der Gesellschaft zu Statten käme. Jene Gattungen, welche das gemeine, arbeitende Volk zu genießen pflegt, schmecken wahrhaft furchtbar, dem Ansehen nach sind sie gelblich trüb, wie Urin, durchaus gewässert, und nicht selten geschwefelt. Die Vorliebe für den ungarischen Wein konnte nicht tief in das Volk eindringen; denn das Zollsystem hat dafür gesorgt, daß die gemeinsten, ungarischen Sorten, welche jedoch die mittleren österreichischen bei weitem übertreffen, bedeutend höher zu stehen kommen, als diese, wiewohl deren ursprüngliche Preise gar nicht verglichen werden können. Schnittwaaren sind durchaus nicht empfehlenswerth, besonders wenn man sie in sogenannten Modehandlungen kauft. Es gab winterliche Saisons, wo eine bauschige, geblumte Cravatte auf 4 bis 5 fl. C.-M. zu stehen kam. Im Verkauf dieser Artikel herrscht wenig reeller Geist. Mit der einschmeichelndsten und überredendsten Miene der Welt pflegen die Commis um die ungebührlichsten Preise den unwissenden Kunden die schlechtesten Waaren anzuhängen. Man kann zuverläßig darauf rechnen, das Doppelte des Fabrikpreises dort zu bezahlen. Außerordentliche Massen geschmuggelter Waare werden bei dieser Gelegenheit in den Handel geschleudert. Das Publikum hält sich der größern Eleganz wegen natürlich lieber an die französischen Stoffe, und fährt dabei ihrer Dauerhaftigkeit wegen, auch bedeutend besser.

Es gibt einige Industriezweige, in denen Wien sich allerdings auszeichnet, als z. B. in der Verfertigung von Tischlerwaaren, Wagen, Klavieren u. s. w. Diese werden auch weit und breit verführt. Die Uhrenfabrikation befindet sich noch auf sehr niedriger Stufe. Die meisten Cylinderuhren, welche man hier zu führen pflegt, sind französische oder genfersche Schmuggelwaaren. Galanteriearbeiten, darunter vorzüglich Edelsteinfassungen sind mitunter sehr geschmackvoll; aber massivere Gold- und Silberwaaren oft ungenügend feinhältig und nicht sehr propre. Mit goldnen Ketten, Brochen, Bracelets und dgl. wird man nicht selten auf das Unbarmherzigste geprellt; Façon und Ladenzuschlag betragen oft bei weitem mehr als die Hälfte des Verkaufspreises. Man sieht sich überhaupt zu der Bemerkung veranlaßt, daß alle hiesigen Käufer sich wohl umsehen sollen, daß sie bei weitem nicht so zutrauensvollen Geistes ein Handelsgewölb betreten dürfen, wie etwa in London oder Hamburg, und daß sie namentlich durch die häufig vorgeschützte Unveränderlichkeit der Preise sich nicht abhalten lassen mögen, mehr oder weniger von den geschraubten Preisen herabzuhandeln. Man wird mit dieser wohlweislichen Maxime bei neun oder zehn Fällen schwerlich anstoßen.

In Damenputzwaaren wird der Schwindel oft bis ins Unausstehliche getrieben. Eine vollkommen

elegante Dame würde glauben, ihren Leib zu entweihen, wenn sie ihn nicht mit echten französischen Stoffen bedeckte. Da nun die Einfuhr derselben theilweise aufs Schärfste verboten ist, so müssen dieselben eingeschwärzt werden. Es gibt einige Etablissements, welche geradezu auf diesen ungesetzlichen Vertrieb basirt sind. Madame Victorine, eine der ersten hier ansäßigen Pariser Modistinen, genießt den vortheilbringenden Ruf, blos echte, wälsche Waare zum Verkaufe auszubieten. Madame Pohlborn, Geiger u. m. a. stehen ihr als Rivalinen zur Seite. Unbedeutend kann solcher Verkehr nicht sein, wenn es anders wahr ist, daß Victorine vor einiger Zeit mit einer Geldbuße von 16,000 fl. C.-M. wegen erwiesenermaßen getriebenen Schleichhandels belegt wurde. Das aber ahnen die vornehmen Käuferinen schwerlich, daß sie nicht selten um bittre, enorme Preise eine Waare erhalten, davon mancher wesentliche Bestandtheil aus inländischen Fabriken stammt. Die kunstgeübte Hand der Modistenköniginen weiß Alles zu rangiren, daß ein wahrhaft täuschendes Aroma des überrheinischen Ursprungs von der Waare ausströmt. Es ist dies so zu sagen ein Schmuggel in zweiter Potenz. Das Erzeugniß inländischen Fleißes muß erst die Wahntaufe passiren, muß für Contrebande erklärt werden, um einer Dame von Ton annehmbar zu erscheinen. Bei Hüten ist dies wohl

größtentheils der Fall. Hüte lassen sich so schwer einschmuggeln, daß schwerlich mehr echte Pariser Hüte in Wien aufzutreiben sein dürften, als eben einzuführen erlaubt, damit sie nämlich den Modehändlerinnen als Muster dienen. Alle sonstigen Hüte sind nachgefertigte Kopien, wozu wie gesagt die einzelnen Bestandstücke oft sehr nationell sind.

Die Preise klingen sehr nabobisch. Es gibt Hüte, die mit 5 bis 600 fl. C.-M. bezahlt werden. In einem vollkommenen eleganten Damenanzuge steckt oft ein Kapital, dessen Rente eine sparsame Familie recht wohl ernähren könnte.

Daß Eitelkeit eine eingewurzelte Sünde des gesammten Frauengeschlechtes sei, ist eben nichts Neues. Man könnte diese Wahrheit ein anthropologisches Axiom heißen. Was ist die Folge des ungemessenen Luxus in den oberen Regionen? Was schon wiederholt gerügt wurde, eine blinde Nachäffungswuth in den unteren. Das Sinnen zahlloser Mädchen und Frauen ist hier lediglich auf blendenden Putz gerichtet. Die weiteren Folgen sind für sich selbst klar.

Allein damit ists noch nicht zu Ende. Die Kaufleute haben sich mit den Fabrikanten einer- und den Modeschneidern anderseits in ein förmliches Allianzverhältniß gesetzt. Jene schleudern unaufhörlich neue Dessins in die Welt und fabriciren so nachlässig wie möglich, damit der Stoff beileibe nicht

allzulang anhalte. Diese stacheln die Eitelkeit durch fortwährende Nach- und Umbildungen der eben hoch und höchst beliebten französischen Schnitte. Mit Schmerz muß man hierbei der Unverwüstlichkeit englischer Kleiderstoffe gedenken! Welch unberechenbar gewaltige Summen werden durch diese leichtsinnige Weise verstreut.

Der Preis der Wohnungen hat eine fast unerschwingliche Höhe erreicht. Für ein im Umkreise der inneren Stadt befindliches, nicht gar zu hoch gelegenes aus 3 bis 4 Zimmern bestehendes Appartement müssen wenigstens 600 fl. C.-M. als Miethzins entrichtet werden.

Der Stephansthurm bildet gewissermaßen die Schwerpunktslinie der Miethzinse. Je entlegener von diesem, desto wohlfeiler werden die Quartiere. In den Vorstädten sinken die Preise beinahe zur Hälfte der Stadtpreise herunter.

Spekulative Familien haben ein Mittel gefunden, nicht nur die Last des Miethzinses von sich abzuwälzen, sondern wohl gar noch zu gewinnen, indem sie möblirte Zimmer an fremde oder ledige Herren überlassen. In der Regel wird der entfallende Miethzins verdoppelt, um den Preis des Gemachs zu bestimmen. Ich mußte eine geraume Zeit lang für ein großes, anständig aber durchaus nicht luxuriös möblirtes Zimmer 25 fl. C.-M. bezahlen. Ueberdem

hatte es nicht einmal abgesonderten Eingang, sondern man mußte ein mit Geräthschaften vollgepfropftes Vorzimmer passiren. Im gesammten übrigen Deutschland werden keine solche Heidenpreise gefordert.

Die Neigung, Zimmer zu vermiethen, ist hier so mächtig eingerissen, daß mitunter selbst Familien, welche den besseren Ständen angehören, bei Gelegenheit einer Reise, eines Sommeraufenthalts ihre leerstehenden Wohnungen zu verwerthen suchen. Dieser Zug ist ein bedeutend fataler im Charakter der Wiener. Man mag es sich gefallen lassen, wenn einzelne, zu diesem besonderen Zwecke eingerichtete Wohnungen an Fremde abgelassen werden; aber die Stätte der eigenen Laren und Penaten, den Raum, der all unsere stillen Leiden und Freuden beherbergte, der profanen Benutzung eines wildfremden Menschen hinzugeben, dazu gehört ein ziemlich unhäuslicher Sinn. Ein Schauer würde einen echten Engländer anwehen, wenn man ihm zumuthete, auf solche Weise Kolonisten zwischen seine vier Pfähle aufzunehmen. Anderseits ist es im höchsten Grade lächerlich und kontrastirend, wenn hochgeborne oder doch hochgeboren thuende Damen, Baronessen, ja Gräfinnen solchen Quartierwucher treiben. Notorisch ist es, daß viele sich ernsthaft damit beschäftigen und keine unbedeutende Revenüen von diesem Geschäfte ziehen. Abends präsentiren sie sich im Theater auf einem Sperrsitze, mit elegantester

Coiffure; am Tage scheuern sie, placiren die Möbel, verkehren mit Lohnbedienten, und feilschen mit den Miethlustigen um den Zins. Manche Familie hingegen macht ein großes Haus, gibt glänzende Soiréen — eines Tages wird ein unscheinbarer Zettel am Hausthore ausgehängt und bekannt gegeben, daß die glänzende Wohnung dieser Familie im Ganzen oder stückweise zu vermiethen sei. Es verträgt sich schwerlich mit dem Begriffe feiner Distinction, solchen Schacher zu treiben. Ein sehr wesentlicher Artikel, wodurch das hiesige Leben ausnehmend vertheuert wird, ist der Gebrauch der Fiaker. Diese unverschämten Jungen sind an keine Polizeitare gebunden; deshalb nehmen sie keinen Anstand, ihre Passagiere zu prellen, so gut es gehen will. Bei Fremden gelingt dies wohl am leichtesten. Die Uebrigen können sich blos durch festes, sogenanntes Aushandeln davor schützen. Fliegt eine schwarze Wolke am Himmel einher, so beginnen die Fiaker bereits ihre Forderungen zu spannen. Wenn nach dem Theater oder während einer Gasthausreunion ein unvermutheter Platzregen fällt, so übersteigt es beinahe die Gränzen der Geduld, was diese rohen Bursche treiben. Ich mußte einst bei solcher Gelegenheit für die Strecke vom Josephstädter Theater bis zu den Tuchlauben 4 fl. C.-M. bezahlen. Da half kein Abhandeln, kein Parlamentiren! Als ich ausstieg, verlangte mein Kerl obendrein

noch ein Trinkgeld, und als ich ihn an den ungebühr- lich hohen Fahrpreis erinnerte, gab er zur Antwort, bei solchem Wetter müsse man sich glücklich schätzen, überhaupt einen Wagen zu bekommen. Das ist die allgemein beliebte Maxime dieser unehrsamen Kerle! Sollte diesem Unfuge nicht abzuhelfen sein? Diese Frage ist bisher von Einheimischen und Fremden un- zähligemale aufgeworfen worden, allein eben so oft unbeantwortet geblieben. Wiens Dimensionen werden von Tag zu Tage ausgedehnter. Die Bevölkerung wächst in rapider Progression. Der Verkehr wird lebhafter, das Gedränge immer dichter. Die Stadt ist von den Vorstädten durch lange, bei regnerischer Witterung über und über kothige Straßen geschieden; durchkreuzt man das Glacis, so wird man von den Regenfluthen gepeitscht, welche die sturmgeschüttelten Bäume heruntergießen. Bei schönem Wetter treten wieder zwei andere Plagen, der Staub und die Hitze, ein. Für Jemanden, der ausgebreitete Geschäfte treibt, ist es ein Bedürfniß, entweder Equipage zu halten, oder sich der Fiaker zu bedienen. Die Kosten sind sich in beiden Fällen beinahe gleich. Omnibus, welche die Stadt zu festgesetzten Stunden nach allen Rich- tungen durchkreuzten, mangeln gänzlich. Kein Unter- nehmen konnte bisher die erforderliche Concession erlangen. Weshalb? Die Götter wissen es vielleicht; Sterbliche vermögen sichs nimmer zu erklären. Es mag

sein, daß die Unternehmer der öffentlichen Lohnkutschen so schwer besteuert sind, daß die Concurrenz der Omnibus sie zu Grunde richten würde. Nun wohl, so vertheile man die Last der Abgabe zwischen beide, oder man gewähre die Concession einem Fiakerverein. Irgend ein zweckmäßiger Ausweg dürfte in dieser Sache doch wohl zu treffen sein. Für die Wichtigkeit und Wesentlichkeit des bewegten Bedürfnisses sprechen zwei Hauptrücksichten, auf Bequemlichkeit und Gesundheit der Bevölkerung. Wenn aus dem Grunde der mangelnden Fahrgelegenheiten blos fünfzig Brustkranke jährlich früher den Tod finden, als dies sonst der Fall wäre, eine Annahme, die gewiß nicht übertrieben ist: — so ist es wohl ein hinreichendes Motiv, irgend eine befriedigende Ordnung in dieser Hinsicht einzuführen. Oder soll es den Leuten so recht empfindlich nahe gelegt werden, daß bloß die Reichen und Vornehmen auf erleichternde Vorsorge in allen Dingen zählen können? Es giebt hier Stellwagen, welche zu festgesetzten Stunden nach sämmtlichen Umgebungen Wiens fahren; es giebt Gesellschaftswagen, welche die Passagiere nach den beiden Eisenbahnhöfen der Residenz befördern. Aber eigentliche, die gesammte Residenz in sämmtlichen Hauptradien durchschneidende Omnibuszüge giebt es nicht. Noch einmal, die Götter mögen die Ursache wissen.

„— Was der Verstand der Verständigen nicht sieht,
Das sieht oft in Einfalt ein regierungsräthlich Gemüth.“

Mit den Wäscherinnen hat man gleichfalls wenig Ursache, zufrieden zu sein. Die meisten versetzen die Lauge mit den bleichenden, aber zugleich das Linnen zersetzenden Chlorkalk, so daß bald die schönsten und feinsten Hemden ein lumpiges Ende finden. Demungeachtet vermögen sie nicht eine Spur jener berühmten blendenden Weiße der Pariser Wäsche hervorzubringen.

Die Entartung des Dienstpersonals, namentlich des weiblichen, hat einen beunruhigenden Grad erreicht. Nimmt eine ehrbare Familie eine Magd in ihr Haus auf, so weiß sie nie, ob diese nicht vor Kurzem vielleicht in Bordellen, Kasernen, ja Nachts sogar auf öffentlichen Plätzen, in den Alleen des Glacis u. s. w. sich herumtrieb, ob sie nicht eine häßliche Krankheit verbirgt, ob sie nicht vielleicht bereits in die höheren Grade des weitverbreiteten Diebs- und Hehlerordens eingeweiht ist. Es mag wohl nur wenige Familien geben, denen ein solch liederliches Subject nicht einigemale wenigstens unterkam. Doch selbst die Bessergearteten dieser Klasse hegen keine Spur jener Dienstbotentreue, welche auf die geregelte und sittliche Führung eines Hauswesens so wohlthätig wirkt. Sie dienen um Sold und großentheils mit sichtbarer Abneigung. Denn auch sie haben die Annehmlichkeiten

einer üppigen und glänzenden Lebensweise kennen gelernt, und finden es drückend, blos diese mitbeschicken zu helfen, statt selbst deren zu genießen. Die Putzsucht der Köchinnen und Stubenmädchen, ihre außerordentliche Neigung zur derben, ausgiebigen Galanterie ist ein stehender Artikel der Volksposse geworden. Die Hausfrauen sind mitunter gewaltig pikirt, wenn sie von ihren dienstbaren Geistern in der Toilette übertroffen werden. Je nun, das ist der große allgemeine Zug, der hier durch alle Stände geht. Am allerbedauerlichsten aber ist die ungezügelte und betrügerische Gewinnsucht, welche sich in der dienenden Klasse, auf Kosten ihrer Herrschaften, beinahe durchgängig kund giebt.

Dieser Katalog der kleinen und großen Lebensleiden in Wien könnte noch weit mehr bereichert werden mit mannigfachen Daten und Erfahrungen. Diese Skizzen des Volkslebens sind keineswegs abgeschlossen und erschöpfend. Allein der Zweck war eben nur, nachzuweisen, daß der Krebs des Luxus, diese Frucht der geistigen Fäulniß, die ursprüngliche, noch immer nicht ganz zu Grund gerichtete Rechtlichkeit und Gemüthlichkeit des Volkes angefressen, und den lauteren Charakter desselben getrübt und verschlechtert habe. Die angeführten Züge sind freilich in ihrer Einzelheit von keiner hohen Bedeutung, aber mosaikartig zusam-

mengefügt liefern sie ein treues Bild des hiesigen gemeinen Lebens. Es ist so. Alle unbefangenen Beobachter und gründlichen Kenner werden es einräumen, nur die süßen, halboffiziellen Schelme werden die Wahrheit meiner Auffassung bestreiten, und mich in ihrem liebenswürdigen Eifer für eine schöne Sache wohl gar auf das Bitterste und Schnödenste verunglimpfen. Immerhin! Die Wahrheit wird sich auch in diesem Falle ihre Geltung zu verschaffen wissen. Könnt ihr läugnen, ihr erbärmlichen Sykophanten, ihr höchstlächerlichen Schönpflasterfabrikanten! daß alle Wohlmeinenden bereits im innersten Herzen zogen, und sich entsetzen, ob der tagtäglich mehr um sich greifenden Entsittlichung? Doch weshalb frage ich so thöricht? Ihr könnt, ihr werdet es leugnen; denn ihr müßt. Es ist ja euer Beruf, in saubern, glatten Artikeln der Welt zu beweisen, daß Oesterreich und namentlich Wien in der Fülle friedlicher Entwickelung und gemüthlicher Wonne schwelge, und daß hier nichts zu wünschen übrig sei. Läugnet nur frisch und unverdrossen darauf los! Sagt meinethalben: die angedeuteten Uebel seien durchaus nicht in so gefährlichem Maße vorhanden, es wären Symptome, die von einer rascheren, namentlich industriellen Entwicklung nicht wohl getrennt werden können und ich sei im Ganzen genommen ein nichtswürdiger Calumniant, ein Bube, ein Hund! Sagt, was ihr wollt, auf eure Häupter

wird früher, später das Gewicht meiner Klagen zurückfallen. Es ist unverantwortlich, eine gute, friedliche und durchaus nicht talentlose Bevölkerung in eine Heerde puppenhafter Lüstlinge und schwachgeistiger, armer Teufel umzuwandeln. Der Ruhm, an diesem vortrefflichen Werke emsig mitzuarbeiten, bleibt euch unverloren und wird euch zuverlässig angerechnet werden.

Die bisherige Darstellung der hiesigen Zustände mag allerdings einen monotonen Accent haben, denn sie dreht sich beständig um ein und dasselbe, nichts weniger als interessante Object, die leidige Frivolität. Wenn nicht der Reiz einer getreuen Konterfeiung hier einige Wirkung macht, die Sache selbst trägt eher einen anwidernden und abschreckenden Charakter. Allein eben aus dieser merkwürdigen Uebereinstimmung der einzelnen Züge, aus dieser systematischen Gravitation aller Stände nach dem einen Ziele des Vergnügens, aus der unveränderlichen Biegung des Volkscharakters, fließt der Beweis für die Wahrheit meiner Auffassung, und ich darf mir mit gutem Bewußtsein einräumen, nicht zu viel und nicht zu wenig gesagt zu haben.

Man sammle die Vota aller Touristen, welche bisher über Wien schrieben, und wenn man die Schale von dem Kern, all das pikante, blendende Vergnügen, dessen sie hier theilhaftig wurden, von ihrer redlichen Meinung über das gesammte Treiben sondert: so bleibt immerhin das Princip vorwiegender Sinnlichkeit übrig.

Dabei ist jedoch wohl zu berücksichtigen, daß der Tourist mit andern Augen sieht, und mit anderm Herzen fühlt, als der Eingeborne oder der Eingewanderte, dessen Lebensschicksal an die Geschichte eines Volkes gebunden ist, der nicht blos die Oberfläche der Dinge kennen lernt, von den Unannehmlichkeiten des Aufenthalts so gut wie nichts erfährt, von Gastmahl zu Gastmahl, von Visite zu Visite als geduldiges Salonopferthier herumgeschleppt wird, und die moralischen Schäden der Bevölkerung fast nie zu erkennen und zu prüfen Gelegenheit findet. Das wäre ein schlechter Dämon, der sich nicht zeitweise in verführerischer, geniusartiger Umhüllung darzustellen wüßte. Ist es zu verwundern, wenn sich der hiesige Sinnlichkeitsteufel dem Fremden, dem flüchtigen Beschnupperer des regen Lebens mitunter in anziehender Form präsentirt? Da spitzt nun der gute Mann seine Feder, und schreibt etwa: „Philosophische Köpfe sind die Wiener eben nicht, auch wohl ein wenig gar zu unterhaltungssüchtig; allein dafür recht gemüthlich und lebensfroh." Das ist der ewige, bis zum Ekel wiederholte Refrain, womit sämmtliche Reiseschriftsteller und Korrespondenten über und aus Wien die lesende Welt bisher beschenkten. Wer möchte jedoch glauben, die Sinnlichkeit und Gedankenlosigkeit könnten andere, als schlechte und zersetzende Wirkungen nach sich ziehen, und müssen diese nicht auf Kosten der guten, ange-

stammten, beinahe unverwüstlichen Eigenschaften erfolgen? Das liegt augenscheinlich auf der Hand. Ich kehre daher den Satz um, und sage: „Allerdings ist der Wiener seiner Naturanlage nach, gemüthvoll und wahrhaft lebensfreudig; allein das Schwinden dieser Eigenschaften wird in dem Maße, als seine Genußsucht und Geistesapathie zunehmen, nothwendig bemerkbar.“ Gegen die Logik dieses Satzes ist wohl in keinem Falle irgend etwas zu entgegnen.

Fast alle Betrachtungen, welche bisher gemacht und mitgetheilt wurden, beziehen sich auf Sitte und Sittlichkeit des Volkes. Vieles ist mit unterlaufen, was zu einem andern Ressort gehören mag, allein als charakteristisches Merkmal des Volksgeistes gelegentlich hier einbezogen wurde. Vieles mag wieder als kleinliches Detail erschienen sein: allein im Kleinsten spiegelt sich oft ein Großes und Ganzes, und nur aus der Fülle des zusammengefaßten Kleinen ergiebt sich die Vollständigkeit und einigermaßen befriedigende Ausführlichkeit.

Ehe ich jedoch diesen Brief schließe und zur Beleuchtung einer anderen Seite des Volkslebens übergehe, muß ich eines Uebels erwähnen, das gewissermaßen den Brennpunkt aller Corruptionselemente bildet, die geschlechtliche Verwilderung im Allgemeinen. Es scheint, als ob die entartete Sinnlichkeit sich durch sich selbst aufheben, zerstören, impotent machen wollte.

Furchtbare Thatsachen, grausenvolle Symptome sind in dieser Hinsicht vor Kurzem an den Tag gekommen. Die Feder sträubt sich beinahe, dieselben niederzuschreiben. Ein Erzieher, ein geistlicher Rath, ein Mönch mißbraucht die Neigung seines Zöglings zu unnatürlichen Verbrechen; der hinsiechende Knabe gesteht auf dem Sterbebette. Und diesem Nichtswürdigen war eine Lehrkanzel eingeräumt, und er sollte die akademische Jugend durch Kirchenpredigten erbauen! Ein Hall des Entsetzens durchflog die Residenz. Aber bald machte sich die sonderbare Laune des Pöbels Luft, und der markerschütternde Vorfall lieferte den Stoff zu zahllosen, eben so indecenten als ungesalzenen Bonmots. Wenige Wochen darnach wird ein Verbrecher hingerichtet, der seinen Neffen, einen blühenden, unschuldvollen Knaben einem unbekannt gebliebenen Wüstlinge in die Hände liefern sollte. Weil der Arme widerstand und der scheußliche Verräther befürchtete, von den Eltern des Kindes — die Mutter war seine leibliche Schwester! — zur Verantwortung gezogen zu werden, so schleuderte er ihn von der Höhe der Bastei in den schneebedeckten Stadtgraben, allwo der bedauernswerthe Knabe winselnd sein Leben verhauchte.

Verdorbenes Paris! Stelle mir aus deiner neuesten Geschichte eine That, die sich mit dieser vollkommen zu messen vermag und ich will den deutschen Zeitungs-

schmierern aufs Wort glauben, was ihnen das verständigere Publikum längst nicht glaubt, daß du nämlich an deiner entsetzlichen moralischen Zerfallenheit nächstens zu Grunde gehen müssest. Doch weiter! Ein Viktualienhändler, hier Greisler genannt, wurde eingezogen, weil er mit seiner eigenen Tochter — doch halt! die Scham empört sich gegen den Ausdruck — weil er ferner das Kind mit einigen Messerstichen ermordet, den Leichnam in die Gosse geschleudert und die unglückselige Gebärerin in Folge seiner ungeschickten Behandlung hatte verbluten lassen. Welchem Abgrund der schauerlichsten, unbegreiflichsten Lasterhaftigkeit gähnt in diesen kurzen Worten? Unmittelbar darauf wurde ein jüngerer, subalterner Beamter eingezogen, welchem man vorwarf, seine beiden Töchter, wovon die eine vierzehn, die andere neun Jahre zählte, mißbraucht zu haben. Die unglückliche Gemahlin machte mit blutendem Herzen die Anklage. Das physische und moralische Heil dieser Familie ist für immer zernichtet. Kurze Zeit darnach wurde eine Kindesmörderin, die Gattin eines Kammachers, festgenommen; aus Abneigung gegen die Mühen der Kindererziehung soll sie fünf leibliche Sprößlinge kurz nach ihrer Geburt absichtlich zu Tode gedrückt haben. Diese angeführten Fälle sind sämmtlich authentisch, theilweise schon durch die Gerichte entschieden, theilweise noch dem gerichtlichen Ausspruche entgegen-

sehend, im Ganzen aber durch die Beschaffenheit der genau bekannten Umstände in der öffentlichen Meinung so gut wie abgemacht. Angenommen, es seien abgerissene, abnorme, in keinem Zusammmenhange mit dem Volksleben stehende Ereignisse; angenommen, es lasse sich hieraus kein genügender Schluß auf die durchschnittliche Moralität der Bevölkerung ziehen und die Bevölkerung dürfte mit gerechter Entrüstung gegen jede Konsequenz protestiren: so fragt sich, ob der allgemein sitttliche Zustand wohl als ein Gegenbild, um diese Ansicht gründlich aus dem Felde zu schlagen, aufgestellt werden könne. Leider muß man hierauf mit einem festen Nein erwidern. Das heilige Band der Familie, dieser unschätzbare Keim, aus welchem alle größeren politischen Gestaltungen sich entwickeln, ist gelockert; die Pietät, die Treue, die Unschuld sind aus zahlreichen häuslichen Kreisen gewichen. Das eheliche Glück ist hier ziemlich problematisch, so daß man eine Verheirathung als ein bedeutendes Wagestück ansehen muß. Das schlaue weibliche Geschlecht ist dem männlichen nicht selten über den Kopf gewachsen. Die emanipirten Wienerinen sind keine Götheschen Gretchen; aber auch keine Victor Hugoschen Marion Delormes und Thisbeo. Ihre Sündhaftigkeit ist nicht reizend; sie entbehrt alles poetischen Anstrichs. Grober Eigennutz und messalinische Sinnlichkeit

— das sind wesentliche charakteristische Züge im Bilde der Gefallenen unter ihnen.

Wie sehr der verschlechternde Einfluß der vornehmen Welt in die niedern Stände hinübergreife, ist bereits gezeigt worden. Dieser Einfluß hat giftige Früchte getragen. Die Epidemie der grundsatzlosesten Lüstelei hat beide Geschlechter ergriffen. Die jugendliche Einbildungskraft wird bei Zeiten durch unreine Bilder afficirt, welche sich aus dem Beispiele der Erwachsenen, aus der Gewohnheit des öffentlichen Messens und Kokettirens und zahlreichen andern Elementen zusammensetzen. Dazu kommt eine gänzlich bornirte, formalistische, verkehrte Erziehungsmethode. Der krasseste Materialismus ist's, der zu größerer Sicherheit eine Jesuitenkaputze über die Ohren zieht.

Das Witzwort Kaiser Joseph's II., welches er zum Besten gab, als man ihm die Errichtung eines polizeimäßig zu überwachenden Bordells vorschlug: „man müßte in diesem Falle die gesammte Stadt mit einem Dache überbauen“ leidet noch heutzutage die treffendste Anwendung, ja wohl noch bei weitem mehr, als damals, und das ist eben das Traurigste bei dieser Sache. Die Pariser Depravation vor dem Jahre 1789 ist bekannt. Allein dieses Paris, welches kurz zuvor ein häßlicher, stinkender Sumpf war, verwandelte sich in einen gluth- und blutspeienden Geifer. Unsterbliche Schlachten wurden in den

Straßen dieser Stadt gekämpft. Hier empfing der Genius der neuen Zeit seine Taufe. Welch' unabsehbare, unendliche Masse sittlichen Schmutzes wurde nicht hinweggeschwemmt von den brausenden Fluthen der Revolution! Es war ein neuer Glaube auf die Welt gekommen; der half die Gemüther reinigen und verklären. Sei dort das Leben jetzt noch so abgespannt, unbestimmt, matt, sittenlos, widrig; ein leises Zucken, eine sanfte Regung des schlummernden Glaubens und die Gemüther des in seinem Kerne vortrefflichen Volkes werden abermals aufwallen, und herrliche Thaten durch seine Hände vollbracht werden. Dort kämpft die Unsittlichkeit beharrlich mit der politischen Religion der Freiheit und Gleichheit. Hier aber ist nichts geschehen, was sie ausrotten mochte, Vieles zugelassen worden, was sie befördern half. Kein leeres Phantom ist sie nicht; dafür bürgt Kaiser Josephs Wort.

Es ist nicht möglich, dem Laster in seine Werkstätten zu folgen. Es umschleiert sich mit dem Reize des Geheimnisses. Auch würde der Anstand weitere Enthüllungen, weitere Details in dieser Hinsicht verbieten, selbst wenn sie möglich wären.

Der Priesterinendienst der Venus wird in dem so gewaltig verlästerten Paris mit einem gewissen, zarteren Geschmack getrieben; hier ist er zur komplatesten Gemeinheit geworden. Eine französische Mai-

tresse bewahrt allemal noch einiges Selbstgefühl; eine Grisette vermag sogar zu empfinden. Eine soutenirte Person in Wien ist eine Spekulantin; sie verkauft sich mit Bewußtsein an Jeden ohne Wahl, wenn er nur der Meistbietende ist. Den pikanten Schlag der Grisetten kennt man hier ganz und gar nicht. Mädchen, die sich selbst überlassen werden, die keine schützende Hand bewacht und durch das Leben lenkt, pflegen hier meistens von böser Arbeitsscheu befallen zu werden und huldigen bald dem gröbsten Communismus der Liebe. Doch genug, mehr als genug über einen so widerwärtigen Gegenstand! Wäre es verstattet, Orgien zn beschreiben, wie sie hier beinahe allnächtlich in Menge gefeiert werden. — Genug! Das Schamgefühl des Lesers hat auch seine Rechte.

Es wäre unsinnig, wenn man nach dem Gesagten mir die Behauptung unterschieben wollte, die Unsittlichkeit sei hier ein dominirendes Element. Wenn sie das wäre, dann wäre Wien nicht mehr Wien, sondern vielleicht ein zweites, todtes Meer. So lange ein Organismus durch das Leben zusammengehalten wird, ist die innere Heilkraft desselben beständig noch im Vortheile gegen die zersetzenden Krankheitsstoffe. Unsittlichkeit ist das Gift aller Staaten und Städte. Aber die liebreiche und wohlthätige Natur hat vorgesorgt, daß die Wirkung des Giftes nie eine ausschließliche, grenzenlos überhandnehmende sei; die

reagirenden Einflüsse, mögen sie noch so still und unbemerkt walten, bleiben nicht aus. Also wie gesagt, es wäre Thorheit, wenn man mich mißverstehen und glauben möchte, Wien sei ganz und unrettbar verloren, dem Satan verschrieben, von der häßlichen Pest durch und durch inficirt.

Das kleinste körperliche Uebel erzeugt ein merkbares, consensuelles Leiden aller gesunden Theile. Gerade so verhält sichs in der sittlichen Welt. In den berüchtigsten Epochen des verdorbenen römischen Kaiserreiches war gewiß der sittliche Inhalt des Lebens ein bei weitem überwiegender; mußte er es ja doch der Sache nach sein! So auch hier. Die Summe der braven Familie bildet gewiß eine erfreulich große Mehrheit. Nur muß ich mit trauernder Seele meine Ueberzeugung, daß die Corruption, und insbesondere ihr konzentrirtester Ausdruck, die Corruption der Geschlechter, hier bereits einen mehr als gewöhnlichen, äußerst bedenklichen, selbst numerisch imposanten Grad erreicht habe, der die Aufmerksamkeit und die Fürsorge aller Wohlmeinenden in Anspruch nimmt, entschieden aussprechen. Ich will hier nicht von den bösen Wirkungen und Rückwirkungen, dem augenscheinlichen Verderb ganzer Generationen reden. Jedes Kind weiß sie auswendig. Aber ich will das Mittel nennen, wiederholt nennen, auf die Gefahr hin nennen, den Vorwurf zu erleiden, daß ich mich beständig im

Kreise drehe, über den einen und selben Gegenstand nicht hinaus zu kommen vermag, nicht blos nennen, ausschreien will ich das goldene Mittel aus allen Kräften meiner Seele: nur die Entfesselung des Geistes vermag die hereinbrechende Anarchie der moralischen Elemente unserer Gesellschaft zu dämmen.

Möchte das Wort nicht blos ein Wort verbleiben!

Fünfter Brief.

Zustand der Wissenschaften. — Politische und wissenschaftliche Journale.

Von der Materie zum Geiste ist nur ein kurzer, allein göttlicher, freudenvoller Schritt! Wohlan denn lieber Leser! säubere dich von dem Schmutze, welchen wir bisher theilweise durchwaten mußten. Spanne deine Seelenfittige aus! Verleihe dir Schwungkraft! Denn wir wollen jetzt die Region des hiesigen öffentlichen Geistes durchstreifen; freilich haben wir ihn einen gefesselten genannt. Je nun, die Energie, womit der Gefangene seine Kette zerschellen möchte, selbst wenn ihm das unerbittliche Metall harten Widerstand leistet, hat etwas Erquickendes, Anreizendes. Sehen wir, wie es mit dem Geiste und seinen Thaten bestellt ist.

Ich habe dich zu raschem Fluge eingeladen, Leser! Leiste daher Verzicht auf strengere Systematik,

die in der zwanglosen Briefform gewiß nicht sonderlich am Platze wäre. Meine Absicht ist nicht, einen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte zu liefern, oder die hiesige Wissenschaft allseitig zu beleuchten, und ganz zu durchforschen, oder alle öffentlichen, lebendig organisirten Institute im Detail zu schildern. Mein Wunsch ist lediglich dahin gerichtet, die wichtigen Punkte herauszufinden, wodurch sich der Geist dem Leben mitzutheilen strebt, um die Apathie desselben zu überwinden. Es giebt eine todte Wissenschaft, eine todte Kunst und Literatur; das ist reine Domäne der Gelehrten; damit habe ich nichts zu schaffen, weil das Leben nicht davon berührt wird. Von dem Grundsatze ausgehend, daß nur die Lebenden Recht haben, erscheint mir das Leben selbst als die höchste Instanz, und nur was dieses ernstlich bestimmen hilft, ist wichtig und bedeutsam. Eine unfruchtbare Weisheit gleicht dem Golde, das noch verborgen im Schooße der Erde ruht.

Wien besitzt z. B. einen Repräsentanten der katholisch-deutschen Philosophie in seiner Mitte, Herrn Günther, dessen Schriften nicht ohne Aufsehen blieben, in der gelehrten Welt nämlich, der in der Bekämpfung des Hegelschen und Herbartschen Systems viel Scharfsinn und dialektische Gabe entwickelte, und dessen Name vielleicht unter den besten philosophischen Namen Deutschlands geglänzt haben würde, wenn

ihn das Schicksal unter andern Sternen hätte geboren werden lassen. Günther ist Priester. Er möchte das katholische Dogma gerne mit der Philosophie versöhnen, verschmelzen. Er möchte, ein österreichischer Görres, die Suprematie des Glaubens durchführen. Allerdings muß man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, das Dogma nicht dekreditirt zu haben, wie Hermes, der wie ein Armenanwalt dafür bettelte an den Pforten der Kant'schen Vernunft. Der Katholicismus hat viel in sich, das an den Stolz des Raudo de Calibrados erinnert. Er giebt sich nie verloren. Er hält sich für heilig und unerschütterlich. Er mag es dulden, wenn die leidige Vernunft an ihn herankommt, und sich ihm demüthig unterwirft. Allein er muß es geradezu für Ketzerei erklären, wenn man Miene machte, die Vernunft zu seinen Gunsten zu stimmen. Deshalb wurde Hermes verdammt, während man Günthern gewähren ließ.

Günther blieb unbeachtet, sein Name wurde höchstens ein gelehrter. Als vor einigen Jahren das Gerücht umlief, man wolle in Wien eine Akademie errichten, jedoch mit Ausschluß der philosophischen und historischen Wissenschaften, da soll er einige Anstrengungen gemacht haben, um ihnen ihr unveräußerliches Recht zu bewahren. Du lieber Himmel! Die Mühe war jedenfalls eitel. Wer möchte wohl glauben, an die Gründung solch eines monströsen, akade-

mischen Jorso sei überhaupt ernstlich gedacht worden? Günther könnte nach dem Maße seines Einflusses auf das Leben, insbesondere des hiesigen Lebens, eben so gut in Konstantinopel wohnen, wie in Wien.

Er hat aber unstreitig das Bedeutendste geleistet, was Oesterreich im Fache der Philosophie aufzuweisen vermag. Denn die schmalen und nüchternen Kompendien des gegenwärtigen ordentlichen Professors dieses Faches an der hiesigen Universität, des Ritters von Lichtenfels, können doch unmöglich als beachtenswerthe Erscheinungen gelten. Kein Lehrer darf sich hier über die ihm genau vorgesteckte Gränze hinauswagen. Diese Gränze ist der Dualismus, die Annahme eines specifischen Unterschiedes zwischen Gott und Welt. Wollte der Lehrer diesen Rubicon überschreiten und etwa blos Anklänge der Hegelschen Alleinheitslehre in seinem Vortrage mitfließen lassen: man würde ihn zuverlässig gar bald von dem Katheder entfernen. Der Staat läßt eine Lehre dociren, welche ihm gerade zusagt. Von einer Freiheit derselben und von einem Triebe der Forschung kann unter solchen Umständen natürlich keine Rede sein. Ist die Philosophie selbst Null, so mag man leicht entnehmen, wie es mit der philosophischen Begründung der übrigen Wissenschaften bestellt sein mag.

Das Schönste ist, daß der officielle, philosophische Dualismus nicht auf Kantschem Wege gewonnen,

nicht als das Resultat der praktischen Vernunft, sondern als eine Thatsache angenommen wird. Die österreichischen Professoren lehren, an das Grundprinzip des vorgeschriebenen von dem Piaristen Likawetz verfaßten Lehrbuches sich festklammernd, der Mensch besitze die Gabe, das Uebersinnliche wahrzunehmen. Der innere, hiefür geeignete Sinn sei die Vernunft, wer das läugne, der benehme sich wie ein Sehender, der das Grün des Grases, das Blau des Himmels bezweifeln wollte. Diese Zumuthung, Ideen schauen zu sollen, die dem Menschen doch erst in Folge langwieriger Abstraktionen klar werden, ist stark. Allein der Lehrer sagt es; die Schüler schreiben es geduldig nach, lernen den glorreichen Satz auswendig, und kümmern sich, durch den Gymnasial-Unterricht für solche Apathie hinlänglich vorbereitet, nicht im Geringsten darum, welche Bewandniß es eigentlich mit dem eingeschmuggelten Uebersinnlichen habe. Zur Prüfungszeit erscheint ihnen die Realität und Wahrnehmbarkeit desselben gerade so einleuchtend und hellstrahlend, wie ein glanzlederner Stiefel.

Die praktische Vernunft Kants ist ein Kind der Zeiten, ein Stab, dessen die arme, gedrückte Menschheit bedurfte, vielleicht noch heutzutage bedarf und welchen ihr der trostselige Königsberger Philosoph darreichte, um nicht zu erliegen an den bittern Widersprüchen des Lebens. Wenn nun die wahre Philosophie

endlich gefunden worden wäre, wenn sie herunterstiege aus dem Nebelreiche der Abstractionen, um diese Widersprüche praktisch auszugleichen, so viel wie möglich auszugleichen, und in diesem unendlichen Geschäfte der Regelung des Lebens, der Ueberwindung der todten Natur durch den Geist, der Verklärung der Menschheit ihr wahres Ziel erkennte! Zu dieser Philosophie hat, allen Behauptungen der Zeloten und Dummköpfe zum Trotze, unstreitig Hegel den kräftigsten Impuls gegeben.

Auf obige Weise lassen sich Kants praktische Vernunftpostulate erklären; aber die forcirte Anschauung, dieses Riechen des Absoluten ist denn doch ein hors d'oeuvre. Der Verstand des Zöglings wird gewissermaßen auf die Folter geschraubt, und ihm zugerufen: „Willst du glauben, daß du das Uebersinnliche klar und deutlich wahrnimmst?" Wenn er nun dahin gebracht ist, Etwas zu sehen, was er bei gesundem Menschenverstande durchaus nicht sehen kann, so ist bereits die Brücke geschlagen, um ihn in jenen seligen Zustand hinüberzuführen, worin er alles für wahr hält, was man ihm vorzusagen oder vorzumachen für gut befindet. Der Dualismus ist für die katholische Kirche vorzüglich deshalb unschätzbar, weil er dem Wunder ein Hinterthürlein offen hält. Wie ließe sich sonst die Wechselwirkung des Leibes und der Seele auffassen? Dieses sich unendlich wiederholende Wunder

ist eine gute Bürgschaft für die Echtheit des positiven Christenthums und seiner starren Dogmen. Wenn tagtäglich Wunder geschehen, kommt es auf ein paar Extrawunder nicht an.

Der Dualismus ist die Grundlehre der katholischen Kirche, er muß hier folglich die Grundlage des philosophischen Unterrichts bilden. Denn dieses Landes Geschick bewegt sich noch immer im Zeichen des heiligen katholischen Kreuzes, und was man auch sagen mag, die ultramontanen Ideen feiern hier beständig ihren schönsten Triumph. Der Schein der Zurückhaltung, welchen man sich giebt, ist eben nur ein Schein, welchen man den zahlreichen Protestanten zu Gefallen beibehalten zu müssen glaubt.

Wo die Philosophie verpönt ist, da reducirt sich zuletzt alles Wissen und Forschen auf irgend einen absoluten Zweck. Dieser ist in Rußland die Autokratie; in Oesterreich das Duumvirat der katholischen Kirche und des souverainen Thrones. Beide stützen sich gegenseitig, ergänzen sich und bilden den bewegenden Ideen des Jahrhunderts gegenüber wohl eine sehr mächtige Phalanx. Der Kaiser und die Kaiserin, welche nicht selten ihr irdisches Knie vor den Ceremonien der römischen Kirche beugen, erklären dadurch, daß sie dieser den Ehrenplatz einräumen, daß sie ihre göttliche Obergewalt anerkennen, und welch höheren Anspruch könnte das Pabstthum noch erheben, da es

überdem an allen Vortheilen der Lage gleichmäßig Theil nimmt? Ein philosophischer Forscher, der hier über die enggesteckte Gränze hinausginge, hätte es solchergestalt nicht blos mit dem Staate, sondern hauptsächlich mit der Kirche zu thun, und würde bald zu gänzlicher Einstellung seiner belehrenden Wirksamkeit veranlaßt sein. Es könnte wohl geschehen, daß ein oder das andere Werk, besonders wenn es in recht nebeliger Sprache abgefaßt wäre, das hiesige Imprimatur erlangte. Kleine, unverstandene, unbeachtete Ketzereien fallen natürlich auf den Boden. Aber ein System, das sich geltend machte und zahlreiche Anhänger gewönne, müßte zuverlässig die Feuerprobe der strengsten Censur passiren, und dürfte blos cum permissione Superiorum verbreitet werden. In diese glückliche Lage dürfte jedoch ein katholisches System, die Frucht der verzweifelten Versuche, wodurch der blinde Glaube mit der Dialektik des abtrünnigen Verstandes ausgesöhnt werden soll, wohl nie gerathen: die freie, selbstständige, göttlich schöpferische Bewegung bleibt für immer verpönt, und solchergestalt ist die Philosophie von diesem Boden so gut wie verbannt.

Mit diesem Anathem ist aber auch die Bedeutung aller andern Wissenschaften vernichtet. Die Philosophie verknüpft sie alle zu einer mächtigen Einheit; in ihrer Vereinzelung sind sie nützliche Fertigkeiten und Kenntnisse des menschlichen Geistes, Bäch-

lein, die unbemerkt dahin rieseln, und erst bei ihrem Zusammenflusse einen stolzen Strom ausmachen könnten. Der stete Wechsel der philosophischen Systeme hat im Grunde nichts zu bedeuten; denn wenn es eine unläugbare Wahrheit ist, daß sämmtliche Wissenschaften sich in einem ewigen Flusse befinden, und nie zu einem starren Abschlusse gelangen können — etwa die Mathematik, welche blos ein formelles Gedankennetz darstellt, ausgenommen — wenn der Geist von einer Reihe der Entwickelung beständig zu einer höhern fortschreitet, so ist es wohl ganz natürlich, wenn die verknüpfende Grundwissenschaft mannigfaltige Formen annimmt, bis sie endlich durch die unaufhörlichen Bemühungen des operirenden Genius der Menschheit in eine stetigere Richtung gebracht sein wird. Die Philosophie deshalb ächten wollen, weil sie bisher nicht sich vollenden konnte, heißt, das Wesen der Vernunft und die Bestimmung des Menschen verkennen. Streben, rastlos kämpfen und siegen, um neuerdings wieder den Kampf zu beginnen: das ist die Losung! Der blinde Glaube mag ein Glied in dem großen Entwickelungsprocesse sein, und zwar ein nothwendiges, weise gefügtes; aber ein Glied darf keineswegs die Würde und Weihe eines Ganzen usurpiren. Ein Mittel, das sich für den Zweck ausgiebt, gleicht dem Frosche, der sich zum Ochsen aufbläht.

Wenn die katholische Kirche und die von ihr oktroirte Legitimität den großen Prozeß zu gewinnen glauben, so mögen sie es versuchen und sich dem Andrange der Zeitideen auf das Beharrlichste widersetzen. Vederemo.

Der größte Schade, welcher den Wissenschaften im Allgemeinen durch die Ausschließung der Philosophie zugefügt wird, besteht darin, daß ihnen die philosophische Unterlage so zu sagen unter den Füßen hinweggezogen wird. Die freie Behandlung einer Wissenschaft ist auch die philosophische; jene unphilosophische Methode ist daher ein Unding, woraus höchstens eine bestellte, künstlich gemachte Wissenschaft hervorgehen kann. Ist die Weltgeschichte das Weltgericht, so muß derjenige, welcher sich die Aufgabe steckt, die hehren, im Lapidarstyle der kolossalsten Begebenheiten aufgezeichneten Gedanken des Weltgeistes auszusprechen, lediglich an der Größe und Wichtigkeit seiner Aufgabe sich zu stärken suchen, und nothwendigerweise über jeden beschränkenden, politischen Einfluß erhoben sein. Wenn er das nicht kann, nicht darf, so erlischt der Begriff einer vernünftigen Geschichtschreibung. Die Geschichte wird ein mattes Kompendium dürrer Thatsachen. Der Spiritus entflieht, das Phlegma bleibt.

In einem Staate, der, wie der österreichische, auf dem Grundstein des unwandelbaren St. Peter-

glaubens erbaut ist, wird jeder Geschichtschreiber, der mehr als eine schmale Compilation liefern wollte, mühvoll zerren und reißen an der Kette, ohne sie zu zerbrechen, vorausgesetzt, daß er nämlich die Dinge vom Standpunkte der unbefangenen Vernunft aufzufassen sich vermäße. Geistreich kann unter solchen Verhältnissen bloß der strenge Katholik sein. Alle rationalistischen Versuche werden lächerlich, schüchtern, plump gerathen. Aber selbst die ultramontane Weltanschauung wird durch die diplomatischen Verhältnisse des großen Staats, welche zu mannigfachen Rücksichten drängen, bedeutend moderirt. Wäre Baiern so groß wie Oesterreich, und gränzte es eben so nahe an Rußland; die kühne Sprache, welche Görres jetzt mitunter gegen den Czar erhebt, müßte verstummen. Das Terrain, welches solchergestalt dem österreichischen Geiste angewiesen wird, ist die Karthäusertugend, die ascetische Schweigsamkeit.

Geistvolle Geschichtschreibung bleibt allemal die Blüthe der Literatur, ihr Stolz, das schlagendste Merkzeichen ihrer Würde. Es ist der unverkennbare Drang des Geistes in unserm Jahrhundert, die philosophische Behandlung mit der historischen, in jeder Sphäre menschlicher Wissenschaft zu verschmelzen. Eine Ästhetik, die heutzutage ohne Rücksicht auf die Literaturgeschichte, ein trocknes Schema wie eine steinerne Gesetzestafel für das Schöne aufstellen wollte; ist

nicht gedenkbar. Soll daher einer Nation die Palme des geistigen Vorzugs dargereicht werden, so darf bei ihr kein Mangel an trefflichen Geschichtsdarstellungen sein. Erhebt man die Frage, was in dieser Hinsicht in Oesterreich geleistet wurde, so dürfte der Rückblick auf Fürst Lichnowskis und Graf Majlaths Arbeiten nicht eben erbaulich ausfallen. Beide Werke sind im katholisch feudalen Sinne gearbeitet, und wiegen unbedeutend auf der Wagschale des Geistes; darüber sind die kritischen Akten bereits geschlossen. In neuerer Zeit haben Doctor Beidtel, Appellationsrath in Brünn und Doctor Haßler, Professor in Grätz, Werke über österreichische Geschichte erscheinen lassen. Jenes scheint dem rationalistischen Gesichtspunkte anzugehören, insofern nämlich der Autor mit sanftem Stillschweigen über so manche Partie, z. B. das Verhalten des Kaiserhauses gegen die Reformation, hinweggeht. Die zweite Erscheinung dagegen huldigt einem überspannt orthodoxen Princip, verdammt jegliches Streben der Menschen nach Licht und nach Freiheit, und würde einem Mitgliede des Ligurianerordens zu wahrer Ehre gereichen. Geflissentlich bin ich über das Weichbild Wiens hinausgegangen, um die bedeutenderen Historiker Oesterreichs Revue passiren zu lassen. Sehen wir weiter!

Was einige slavische Gelehrte leisten, ist der höchsten Auszeichnung würdig. Die Namen eines

Palacki, Safarik u. dergl. haben Widerhall gefunden in sämmtlichen Theilen der gelehrten Welt. Allein man vergesse nicht, daß sie zunächst blos ein provinziales Interesse repräsentiren und daß ihren Arbeiten die Idee des allgemeinen Slaventhums zu Grunde liegt, ohne daß sie sich die Aufgabe gestellt hätten, dieses mit dem Princip der österreichischen Monarchie zu verschmelzen. Wenn Diese auch in deutscher Sprache schreiben, so ist doch die arrière pensée ihrer Werke nichts weniger als deutsch, geschweige denn österreichisch. Es sind Blüthen aus fremdem Saamen entsprossen. Was im Hintergrunde ihrer Gemüther als letztes Ziel hin und her zittert, das wagen sie freilich nicht auszusprechen. Aber so viel ist gewiß, und bedarf wohl keiner nähern Erörterung, in ihren Werken redet eine neue aufsteigende Welt mit prophetischen Zungen; aber es sind keine Ausflüsse hiesigen Geistes, keinerlei Vermittlungs-Versuche, und geben für Oesterreich sicher kein Zeugniß. Daß sie innerhalb Oesterreichs Gränzen geschrieben wurden, will wenig sagen. Auch der Spielberg und Muckács liegen innerhalb derselben.

Hammer Purgstall hatte wohl gut seine Geschichte des osmanischen Reiches schreiben. Bei den Verhältnissen der österreichischen Censur ist wohl die Türkei das einzige Land, dessen Geschick einer gründlichern kritischen Prüfung unterzogen werden mag.

Es ist dem Schriftsteller vergönnt, den Mohamedanismus zu begreifen, nach Verdienst zu würdigen und zu verdammen. Mohamed ist kein Pabst; das Paradies nicht der katholische Himmel. Der Sultan ist Keiner von Gottes Gnaden, sondern durch des Satans hämischen Willen beständiger Erbfeind der Christenheit. Man mag daher mohamedanische Staaten immerhin der Gebrechlichkeit zeihen. Dieser Vorwurf ist eine indirekte Genugthuung für die katholische Religion. Nur vor der politischen Konsequenzmacherei hat sich der österreichische Historiker und Publicist wohl zu hüten; er darf z. B. sagen, die Türkei ist hinfällig; allein er darf nicht sagen, sie wird fallen, am wenigsten aber den muthmaßlichen Zeitpunkt dieser Katastrophe berühren. Gehört er zu den Gutgesinnten, so ziemt sich, für ihn unbedingtes Vertrauen zu hegen, und dem Athem des konservativen Princips, welches in unvergänglicher Herrlichkeit prangen wird, bis zum jüngsten, politischen Tage, hinreichende Kraft, um selbst ein sieches Reich zu verjüngen, allerdevotest zuzuschreiben. Die Prämisse mag er setzen; allein die Konsequenz, den ausgesprochenen Sturz des osmanischen Reichs würde die österreichische Censur jedenfalls hindern, nämlich streichen.

Daß in Wien Manches für orientalische Literatur geschieht, wie dies bei der einfachen Nennung Hammer Purgstalls erkannt werden muß, mag wohl der

halben Freiheit, welche bei der Auffassung und Schilderung orientalischer Verhältnisse gestattet ist, zu Gute kommen. Die Wiener Jahrbücher der Literatur tragen den Typus der Beschnittenheit an der Stirne. Wenn man sie mitunter aufschlägt, möchte man das Heft für den Koran halten. Wunderliche Charaktere in Hülle und Fülle, dazwischen einige deutsche Typen! Schön, sehr schön! Nur sollte der Luxus der Gelehrsamkeit dem nützlicheren Wissenstriebe des Volkes einige Brosamen zur Speisung überlassen.

Der Charakter der österreichischen Geschichtschreibung ist überhaupt mehr ein chronikalischer, als ein pragmatischer. Eine Manier, welche gerade dem Historiker am übelsten zusagt, ist die des Hinüberschlüpfens über fatale Ereignisse und Wendungen; und doch ist der Schriftsteller, wenn er einigermaßen seiner höchsten Aufgabe sich nähern will, halb und halb genöthiget, sie zu brauchen. Will er nicht Jahreszahlen und Thatsachen, als dürre Abfälle des unendlichen Weltbaumes auf einen Haufen zusammenkehren, sondern ein Blld des Lebens liefern, so muß er sich entschließen, dem Originale zu schmeicheln, d. h. die Schärfe mancher Umrisse zu mildern, die Falten des Alters und der Sorge auf dem Antlitze der guten Austria zu ignoriren, und das Inkarnat heiteren Wohlbefindens auf ihre Wangen hinzuzaubern. Es muß ihm genügen, wenn man den Gegenstand

aus dem Bilde herausfindet, wozu seiner Seits eine wunderbare Doppelkunst gehört, nämlich in demselben Moment die Wahrheit zu sagen, da man den Mund öffnet, um diplomatisch zu lügen. Deshalb weht uns aus sämmtlichen, Oesterreichs Geschichte darstellenden Werken ein süßlicher Hauch der Milde an, ein Weihrauchduft, ein besonderes Gefühl des Frömmelns und Fuchsschwänzens und alles ist so schön, so wonniglich schwarzgelb, daß man kaum glauben möchte, es habe hier jemals ein Inquisitionsgericht bestanden, oder es könne noch gegenwärtig die heimliche Polizei ihr feindliches Wesen treiben.

In neuester Zeit erscheint eine Geschichte Oesterreichs, von Doctor Herrmann Meynert. Derselbe ist Mitarbeiter der Bäuerleschen Theaterzeitung, privilegirter Novellist und Hofburgtheaterrecensent. Sein Beruf zur Geschichte ist daher noch sehr unentschieden; denn das leichte Geschwätz in dem seichtesten aller Wiener Journale liefert wohl keinen gültigen Maßstab für die ernsteste und wichtigste aller schriftstellerischen Arbeiten. Bisher sind bloß etliche Hefte dieses Werkes erschienen; aburtheilen läßt sich darüber in keinem Falle, so lange es nicht mindestens bis zu dem entscheidenden Wendepunkte, der Reformation, vorgerückt sein wird. Denn bis dahin war das Geschick des Welttheils im besten Einklange mit den Bestrebungen des Habsburgischen Hauses und zeitweilige

Differenzen, die blos in der Persönlichkeit irgend eines Fürsten und nicht in einem Princip wurzeln, mögen selbst von einem unter österreichischer Censur schreibenden Autor ziemlich angemessen behandelt werden. Meynerts Styl ist lebendig und anregend; nur ist sehr zu fürchten, daß er über den schwierigen Moment, in welchem Oesterreich und der Weltgeist für immer zu divergiren begannen, um sich fortan als unversöhnliche Gegner zu befehden, stolpern, und sein Werk bei dieser Gelegenheit den Hals brechen wird. Doch gerade zur Würdigung dieses unvergleichlichen Moments, zur richtigen Erfassung und Schilderung des ungeheuren Bruches, welcher sich fortan immer mehr erweiterte, bis die merkwürdige Zerklüftung im politischen Leben der Neuzeit entstand, wäre eine gute unpartheiische Geschichte Oesterreichs von unschätzbarem Werthe. Die Aufgabe wäre nachzuweisen, wie es kam, daß Oesterreichs Regierungen sich so heftig in den katholischen Torysmus verbissen, und anderseits den Einfluß, welchen sie in konservativer Beziehung übten, zu berechnen. Die Geschichte der Monarchie ist unermeßlich bedeutsam, nicht sowohl wegen der Bewegungen und Entwickelungen, welche in ihrem Innern stattfanden, sondern vielmehr durch ihre außerordentliche Kraft der Trägheit, und durch die so häufig ergriffene Offensive nach außen. Was innerhalb der Gränzen geschah, ist meistens secundär.

Die Stellung, welche das Land allemal dem strebenden und gährenden Europa gegenüber einnahm, ist tief markirt in den Ereignissen. Hätte sich das Haus Habsburg an die Spitze der Reformation gestellt, so wäre vielleicht bereits die Peterskirche ein evangelisches Bethaus, der dreißigjährige Krieg wäre nicht ausgebrochen und hätte nicht die Zerrüttung und die Schmach Deutschlands bewirkt, und all die blutigen Zerwürfnisse im Herzen der Nationen, auf welche sie immerdar mit Beschämung zurückblicken mag, wären unterblieben. Ob die übrigen Fürsten des Reichs mit oder gegen Oesterreich Partei ergriffen hätten, Deutschlands Einheit wäre jedenfalls schon in jenen Tagen aus dem großen erschütternden Processe glorreich hervorgegangen. Die größte Macht der Welt, gepaart mit dem enthusiastischen Triebe des entfesselten Volkes, hätte unwiderstehlich gewirkt. Allein der Plan des Weltgeistes war anders angelegt. Die Idee der Freiheit sollte unter hartem Widerstande sich läutern und die lockende Zauberblume nur langsam aufsprießen. Oesterreich ward von ihm ausersehen zu dem Geschäfte der Reaction. Es hat gar fleißig damit sich abgegeben. Es hat sich mit seiner neuen Aufgabe so zu sagen identificirt, und daher kam es, daß selbst die Periode der Josephinischen Reformen zwar nicht fruchtlos vorüberzog, aber doch im Ganzen genommen unausgiebig blieb. In dem Entschlusse Karls des

Fünften gegen die neue Lehre Opposition zu machen, lag aber auch die künftige Geschichte Oesterreichs gewissermaßen präformirt vor. Alle Verlegenheiten, welche es betroffen, die inneren sowohl als die äußeren stehen mit diesem Entschlusse in organischer Beziehung, und das wäre, wie gesagt, jener ungeheure Stoff, welcher bisher von keinem einzigen Autor in abgeschlossener und erschöpfender Darstellung behandelt wurde. Nicht zu verkennen ist das Verdienst Oesterreichs, indem es gegen die Invasionen der Fremden, gegen die fanatische Eroberungslust der Türken oft energisch einschritt; allein seine Stellung war im Ganzen eine verschobene, jedenfalls eine undankbare. Denn soll nach dem Ausspruche des Weltgesetzgebers, des Geistes, die Herrschaft der Ideen immerdar erstritten, ersiegt werden, so ist die Reaction allerdings berechtiget, insofern sie temporirend und zugleich befeuernd wirkt, allein sie darf sich nicht wundern, wenn sie der Sympathie entbehrt.

Es versteht sich von selbst, daß ein solches Buch unmöglich aus einer österreichischen Druckerei hervorgehen könnte, es sei denn, andere Zeiten kämen, und andere Grundsätze machten den jetzigen die Herrschaft streitig. So viel aber ist gewiß, aus einem im ultramontanen Geiste geschriebenen Werke, ließe sich vielleicht die Wahrheit deutlicher und belehrender schöpfen, als aus jenen matten Schriften, deren Verfasser sich

in der Schaukel der Gesinnungslosigkeit unbekümmert um das was rechts und links liegt, behaglich wiegen. Wenn man die Gesänge der Seraphim in das Negative übersetzt, so ergibt sich ungefähr das, was der Klumpfuß Mephisto grunzt. Die Gegensätze bespiegeln sich wechselseitig, einer im andern. Ist ein frommer Mann z. B. entschlossen genug, die gewaltsame Katholisirung Böhmens als ein verdienstliches Werk zu preisen, so weiß der Freidenker, was er davon zu halten habe. Immer besser, als wenn der Autor die Sache bemäntelt, verringert, mit sophistischen Ausflüchten verbrämt.

Von Mathias Koch erschien in neuester Zeit bei Macklot in Karlsruhe „Wien und die Wiener.“ Dieses Buch wäre an und für sich eine ganz bedeutungslose Erscheinung, wenn es nicht mit der Prätension in die Welt träte, die nunmehrige Freisinnigkeit der österreichischer Censur zu bewahrheiten. Man trug sich nämlich in Oesterreich mit der Sage, daß eine Lüpfung der harten Druckfesseln im Jahre 1841 beschlossen wurde, und der Verfasser dieses mit k. k. österreichischer Censurerlaubniß erschienenen Buches hat diesen Umstand augenscheinlich blos deshalb auf dem Titelblatte bemerkt, weit er die sogenannte freisinnige Censur in sich und sich in der Censur verherrlichen wollte.

Der Verfasser erklärt in der Vorrede, sein Zweck

sei, für die Behebung der zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland obwaltenden Mißverständnisse zu wirken. Gut! Hat er sich aber seine Aufgabe nicht zu leicht gemacht? Mißverständnisse nennt er blos, was die Welt gemeinhin für unübersteigliche Hindernisse erklärt! Der Verfasser stellt seine Facta und Ansichten mit größtmöglicher Dürrheit und Nüchternheit zusammen; möglich, daß eine gewandtere Feder ein feineres, kaleidoskopisches Spiel dieser Elemente hervorzubringen gewußt hätte. Doch da er eben Alles kurz und barsch heraussagt, was ihm zu sagen erlaubt ist, so erspart er uns die Mühe, ein sophistisches Gewebe zu entwirren. Jeder in seine Darstellung verflochtene Faden ist ein Strick, und wir danken ihm dafür.

Nun beim Himmel! Viel ist's nicht, was er der Censur abzugewinnen vermochte. Unverkennbar sieht man, daß er in seinen Kühnheiten noch weiter gegangen wäre, wenn es eben der hohen Behörde beliebt hätte, dies zu gestatten. Die Nebelflecke, welche dann und wann in der Darstellung auftauchen, gemahnen den Leser, daß hiermit der Calumniationspunkt der österreichischen Freisinnigkeit erreicht worden sei.

Herr Koch klagt über die Verwahrlosung der philosophischen Wissenschaften. Allein indem er darüber klagt, gibt er zu verstehen, daß er sie, wie ein abgesondertes Fach ansehe, woraus nach Bedarf,

gewissermaßen, wie aus einem Magazin, der Brennstoff zur Erleuchtung und Erwärmung der übrigen Scienzen hervorgeholt werden solle. Er weiß nichts von der göttlichen, in die feinsten Poren des Lebens eindringenden Potenz der Philosophie, noch weniger davon, daß sie bestimmt ist, ein Gemeingut der kommenden Generationen zu werden. Die Philosophie dankt für obige Ehre. Sie denkt wie Cäsar, und der Verfasser des mit k. k. österreichischen Censurprivilegium erschienenen Buches Wien und die Wiener, wie der Wagner im Faust.

Die Staatsmacht ist in diesem Falle ungleich gescheuter, als er. Mit der Philosophie kapituliren, heißt sich mit Mann und Maus auf Gnade und Ungnade ergeben. Wenn sich der Verfasser etwas darauf einbildet, daß er diese Klage aussprechen durfte, so bilde er sich ja nicht ein, daß etwas geschehen würde, um sie zu beheben.

Gegen diejenigen, welche den Adel die privilegirte Stütze des Thrones nennen, zieht er heftig vom Leder und vindicirt allen Ständen dies anmuthige Privilegium. Welch großartiger und erhebender Gedanke! Vollkommene Gleichheit aller Bürger —! Jeder einzelne Bürger ein Pilaster des absoluten Throns —!

Er eifert gegen die unvollkommene Erziehung des Adels, der jeder höhern, geistigen Susception

fremd bleibe! Ei wer sagt ihm denn, daß eine solche Methode unvollkommen sei? Ein Adel, der genau so beschaffen ist, wie er im dritten Briefe dieses Bandes geschildert wurde, der nicht wie der englische, ungarische oder vormalige venetianische an den Staatsgeschäften Theil nimmt, sondern dessen wesentlichste Bestimmung ist, durch seine vis inertiae zu konserviren, Freude über die ihm noch übrig gebliebenen Vorrechte zu empfinden und jede selbstständige Bewegung abschwörend, blos dem von der Macht ausgehenden Impulse zu gehorchen, kann und darf nicht anders erzogen werden, als da geschieht. Man betrachte die Sache in ihrer nothwendigen Verknüpfung und man erkennt leicht, daß sie ist, wie sie sein soll und sein muß.

Er tadelt den matten Ton der Wiener Gesellschaften. Es ist hierüber das Nöthige bereits mitgetheilt worden. Man rede, meint der Verfasser von Allem und Allerlei, und doch sei weder in den Interessen, noch in den Elementen der Gesellschaft ein verknüpfender Gedanke. Woher sollte dieser kommen? Der österreichische Philister ist nicht so glücklich, wie der deutsche, der seinen geliebten Zollverein und seine Nationalität, als Fetische vor sich aufpflanzen und nach Herzenslust anbeten kann. Er hat nichts, was er in begeisterungssehnsüchtigen Stunden — und diese beschleichen wohl manchmal

ein jedes Gemüth — umarmen könnte; er hat gar nichts, denn die geschäftige Macht hat ihm so zu sagen, Alles vor der Nase wegabstrahirt.

Der Verfasser handelt daher lieblos, wenn er den guten Wienern ihre Vorliebe für das Theater verargt. Wo das Leben selbst nichts bedeutet, sondern häufig einen traurig einförmigen Vegetations-Proceß darstellt: da erfreut man sich gern am Scheine des Lebens, sei dieser Schein noch so getrübt, noch so matt, dem wahrhaft Gebildeten unerquicklich und fade. Die Wiener Bühne bleibt eine ewige Mahnerin und raunt ihrem Publikum die Mähre, daß der Born menschlicher Thatkraft noch nicht versiegt sei, tröstend zu. Das ist ein großes Verdienst und beim Himmel! ein größeres, als wenn der Verfasser des mit k. k. österreichischer Censurerlaubniß bei Macklot in Karlsruhe erschienenen Werks „Wien und die Wiener“ zehn dicke Bände als Fortsetzung desselben erscheinen ließe.

Deshalb verargen wir es dem Wiener eben so wenig, wenn er sich mit Lust und Liebe den aufregenden Weisen der italienischen Opernmusik hingibt; wie könnte ihn wohl die deutsche sogenannte klassische Musik befriedigen, sie, die ärmer an Melodien, ihre größte Stärke im Rythmus, im Satz, in der Harmonie entwickelt, da doch der gezwungene Rythmus, der geschraubte Satz, die erkünstelte, gesetzliche Har-

monie sein ganzes unpolitisches Leben ausfüllen? Das wornach er schmachtet, ist die Fähigkeit, sich leidenschaftlich begeistern, d. h. aus der Tiefe seines Wesens für das Leben des Geistes interessiren zu können. Da ihm nun die Fülle dieser Objecte gar sehr verkümmert wird, so begreift sich's, daß er mit absonderlicher Begierde nach den wenigen, ihm noch übriggelassenen greift. Die italienische Oper athmet die entfesselte Gluth des Herzens, welche das Blut in den Adern aufschäumen macht; das ist ihre dämonische Gewalt, ihr hinreißender Typus, und sei sie durchaus nicht kontrabassistisch gerecht, so ist sie's in poetischer Beziehung ganz gewiß. Sie ist dies um so mehr, in je größerer Unbestimmtheit der matte Text des Libretto vor unsern Ohren verschwimmt. Das System dieser Rache-, Zorns-, Liebes- und Sehnsuchtsklänge erscheint als ein Spiegelbild der Arbeit des freien Geistes; sein erster zuckender Stral beleuchtet das Grab eines Helden oder die glückliche Gruppe fertig gewordener Menschen. Das ist die stille Grundahnung, welche allen Freunden der italienischen Musik bei ihrem Genusse vor der Seele schwebt. Mit dürren Worten, der Wiener schenkt ihr den Vorzug vor der deutschen, ungefähr aus demselben Grunde, welcher uns bestimmt, den Herwegh dem Rückert vorzuziehen. Das ist nicht be-

liebige Geschmackssache, sondern Wirkung der tiefsten Natur.

Doch genug! Was wir aus der Arbeit des Verfassers hervorhoben, genügt, seine Auffassung zu charakterisiren. Wir erwähnen noch, daß er eine historische Entwicklung seiner socialen Betrachtungen vorausschickt, daß er den wackern Ulrich Holzer einen durch Pöbelgunst emporgehobenen Parvenu nennt und den Vorhang vor einem Gemälde herablassen will, welches die Kraft des Bürgergeistes schwächen und willkürliebenden Regenten gegenüber im Lichte des entschlossensten, wenn auch erfolglosen Berechtigungsgefühles darstellt, — daß er so kühn ist, die Jesuiten zu tadeln: natürlich so lange dieselben nicht wieder in integrum restituirt sind; denn alsdann dürfte dieser Ton des Tadels bedeutend kleinlaut ausfallen: — daß er namentlich beklagt, wie Leopold IV. sich ganz und gar von ihnen am Gängelbande leiten ließ, — daß er, wiewohl als Menschenfreund den angewandten Zwang herzlich bedauernd, nicht zu begreifen vermag, wie ohne die gewaltsamen, katholisirenden Maßregeln Ferdinands II., die landesherrliche Oberhoheit und der katholische Glaube hätten aufrecht erhalten werden mögen.

Man gebe ihm Bedenkzeit, über letzteren Punct fern vom Ziele echter Geschichtsforschung nachzudenken.

Wo Philosophie und Geschichte, diese Hauptfactoren aller geistigen Regsamkeit, so ganz und gar nicht betreut sind, da kann es begreiflicherweise auch mit andern Wissenschaften, ja selbst mit den Naturwissenschaften nur übel stehen. Die Wissenschaft hat ein allgemeines, organisches Leben. Werden einzelne Glieder von dem blühenden Körper hinwegamputirt, so entsteht ein trauriges Siechthum, welches natürlich auch auf die unverletzt gebliebenen Organe verkümmernd und verkrüppelnd zurückwirkt, wo nicht gar die totale Auflösung herbeiführt. Die Würde der Naturforschung steht und fällt mit der Würde der Philosophie. Man halte nicht das Beispiel der Engländer und Franzosen entgegen. Das Wesen der Philosophie ist nicht ein Gewinde breitschweifiger Spekulationen. Das Wesen der Philosophie ist die Überflügelung, Durchdringung, Vergeistigung des todten, positiven Stoffes, und dieser Stoff kann eben so gut ein Staat, als eine physische Thatsache sein. Daß wir Deutsche uns seit jeher bemühten, unsere Gedanken in trockene Schulformeln zu bringen, das ist eine Eigenheit, aber durchaus kein Vorzug. Wir komponiren nach den Regeln des Generalbasses der Logik. Dem Engländer, dem Franzosen summt die philosophische Melodie, welche dem Concerte eines jeden Jahrhunderts zum Grunde liegt, von selbst im Kopfe herum. Der Melodie nachzuhängen, ist ein Bedürfniß seiner

Seele. Sind St. Simon, Fourier, Leroux, Owen etwa geringer anzuschlagen, als unsere gelahrten Herren Professoren? Welcher Gebildete und Fühlende wirft nicht die gesammte, neue Philosophie des Geheimraths von Schelling für ein Kapitel aus Rousseaus Schriften mit Freuden hin? In Hegels Lehre offenbart sich der zur Klarheit gekommene, französische Geist, welcher auch der vernünftige Geist aller Zeit bleiben wird und soll. Daß Hegel und die wackere Schaar seiner Nachfolger sich gefließentlich in den Mantel einer abstrackten schwerverständlichen Darstellung hüllten: ist leicht begreiflich. Konnten, durften sie wohl anders? Es ist aber beinahe keinem Zweifel unterworfen, daß mancher Franzose den Hegel, d. h. seinen Genius, inniger und treuer in sich faßte und bewahrt, als mancher grundgelehrte Partisan von der rechten Seite der Schule. Mit einem Worte, die Oesterreicher würden sehr Unrecht thun, wenn sie sich wegen ihrer gänzlichen philosophischen Apathie mit dem Beispiele Englands, Frankreichs entschuldigen wollten. Es müßten lange Abhandlungen geschrieben werden, um das Inadäquate einer solchen Berufung nachzuweisen. Das liegt nicht im Plane dieses Werkes. Deshalb müssen diese kurzen Andeutungeu genügen. Aber giebt es wohl einen einzigen Zweifler, der, ohne ausgelacht zu werden, die wissenschaftliche Literatur der

Franzosen und Engländer einer unphilosophischen, gedankenlos nüchternen Methode zu bezüchtigen wagte?

Jede geniale Thätigkeit setzt eine gewisse Bildung voraus, und es ist unstreitig gewiß, daß, wenn diese gänzlich mangelt oder schief und einseitig ist, jene entweder gar nicht, oder doch höchst ungenügend zum Vorscheine kommt. Die Talente bleiben nicht blos unzähligemale im Dunkeln; sie können durch Afterbildung sogar systematisch zu Grunde gerichtet werden. Wird der jugendliche Geist durch beengende Institutionen, durch knappen Unterricht veranlaßt, stets ängstlich an Positiven festzukleben: so wird er auch in einer unbefangenen Sphäre, z. B. im Gebiethe der Naturforschung nicht jenen Schwung sich zu geben im Stande sein, der schöpferischen Köpfen ein für allemal nothwendig ist. Die größten Naturkundigen hatten seit jeher etwas Encyclopädisches in sich. Der österreichische Gelehrte ist freilich im Bereiche der Medicin, der Physik u. s. w. durchaus nicht beengt. Er kann zu Markte bringen, was ihm eben einfällt. Wenn aber einerseits sein Talent in Folge der gänzlich mangelhaften Schulbildung verwahrlost wurde, und späterhin, wenn es demungeachtet zu einem allerdings um so ehrenvolleren, je schwierigeren Durchbruch gelangte, meistens unaufgemuntert bleibt; wenn es durchgehends mit dem Glauben an zahlreiche Autoritäten imprägnirt wird,

welche Erwartungen lassen sich unter solchen Verhältnissen an seine Entfaltung knüpfen?

Daher kommt es, daß es hier bei weitem mehr fleißige Sammler und Nachbildner, als originelle Forscher gibt. Verres, ein Oesterreicher, insofern man nemlich einen Ungar dafür zu halten berechtigt ist, hat Daguerres Erfindung wesentlich vervollkommnet; aber Daguerre ist Franzose! Ettingshausen ist ein geschickter Mathematiker, und bemühte sich namentlich, mit Erfolg um die klare und umfassende Darstellung der so verwickelten Kombinationslehre; auch hat er im Bereiche der Physik manchen schätzbaren Beitrag geliefert, ohne sich in der Wissenschaft durch tiefgehenden Spuren markirt zu haben. Nicht ohne Stolz pflegt man hier auf die sogenannte Blüthe der medicinischen Fakultät zu deuten, und glaubt dadurch den gesegneten Zustand der Naturwissenschaften darzuthun. Die Sache wird später in einem besonderen Briefe beleuchtet werden.

Auch im Fache der mathematischen Wissenschaften hat sich der österreichische Fleiß geltend gemacht. Es ist eine wahrhaft characteristische Beobachtung, daß wir in der Feldmeßkunst, wo es sich schließlich und letztlich doch nur um Genauigkeit, und nicht sowohl um Geschmack und geniale Ueberwindung von Schwierigkeiten handelt! vollendete Meister besitzen. Die sogenannten Generalstabskarten sind in dieser Beziehung

wahrhafft vortrefflich gerathen. Diejenige Abtheilung des polytechnischen Instituts, welche vorzugsweise zur Bildung der Geometer bestimmt ist, erfreut sich in neuester Zeit, vermuthlich des Staatseisenbahnbaues wegen, einer ausnehmenden Frequenz. Von der Architektur und Mechanik läßt sich nicht mehr dasselbe rühmen. Jene ist nicht sonderlich glücklich in den Formen der Erscheinung, und auch die Solidität des Baues läßt viel zu wünschen übrig. Diese ist zu wenig erfinderisch in ihren Entwürfen. Man betrachte z. B. zwei Gebäude, die auf Staatskosten kürzlich aufgeführt wurden, unermeßliche Summen kosteten, und nicht weit von einander situirt sind. Die sogenannte Heumarktkaserne bietet eine viel zu wenig imposante Fronte; vor einigen Monaten stürzte ein guter Theil des fertigen Baues zusammen; jetzt schleudert der Nordwind große Massen des Schiefers vom Dache herunter. Das k. k. Münzamt präsentirt sich zwar von außen recht gefällig; allein im Innern desselben ist für die Oekonomie der Arbeitskräfte nicht im Geringsten gesorgt. Die Metalle müssen vom Parterre in den ersten Stock und wieder herunter transportirt werden. Die schwere erschütternde Arbeit des Prägens wird oben verrichtet. Eine kostspielige Maschinerie wirkt mittelst Luftpumpe auf die oben befindlichen unzähligen Räder und Räderchen.

Was das Fach der politischen Wissenschaften anbelangt, so ist es nicht sowohl charakteristisch, als vielmehr naturnothwendig, daß gerade diejenigen, welche der Energie am nächsten liegen, auch am sorgfältigsten kultivirt werden. Von dem Ressort sämmtlicher Staatswissenschaften wird die Statistik noch am sorgfältigsten behandelt. Freilich sind selbst die Statistiker, sofern sie über Oesterreich schreiben, gebunden. Daß Oesterreichs Handel ein überwiegend aktiver sei, ist eine Annahme, die in all' diesen Werken von Springer, Becher u. s. w. durchgeführt erscheint. Die Autoren stützen sich hierbei auf die ihnen mitgetheilten, officiellen Zolllisten. In Wahrheit aber ist Oesterreichs Handel wesentlich passiv. Der unermeßliche Schmuggel, welcher beinahe an allen Gränzen landeinwärts getrieben wird, bildet gewiß eine so höchst ansehnliche Post, daß hiedurch der Nachtheil der Monarchie unzweifelhaft entschieden wird. Umringt von gesegneten und blühenden Ländern, vermag sie ihnen doch auf dem unerlaubten Wege des Schmuggels keinen mindestens ausgleichenden Vortheil abzugewinnen. Es ist nicht eben leicht, die meist umfangreichen Naturproducte über die Gränze zu schleudern, während Oesterreichs immerdar noch erkünstelte Fabrikindustrie kaum das Bedürfniß des eigenen Landes zu bestreiten vermag. Während Colonial producte, englische Baumwollfabrikate, und

französische Luxuswaaren in ungeheuren Massen von allen Seiten hereingebracht werden, müssen die Oesterreicher die Hände in den Schooß legen, und ihre Statistiker sogar ignoriren, daß Oesterreich durch dieses offenkundige Verhältniß in einem entschiedenen Passivhandel befangen sei. Welch außerordentliche Summe für den Verkauf sogenannter, verbotener Bücher in das Ausland wandern, ist gleichfalls allbekannt. Wehe dem österreichischen Statistiker, der auf diese Thatsache hinzudeuten wagte! Man gründet ferner in Oesterreich den Bevölkerungscensus auf die Konskriptionslisten, und alle Welt weiß, daß gerade in dieser Hinsicht von dem militairdienstpflichtigen Theile alle erdenklichen Kniffe aufgeboten werden, um sich der Verzeichnung in diesen Tabellen zu entziehen. Wie ungleich richtiger und zuverlässiger ist die englische Methode, wonach ein jeder Hausvater in einer eigens festgesetzten Nacht die Häupter aller derjenigen, welche in seiner Wohnung übernachten, genau zu zählen, und ohne Rücksicht auf irgend eine polizeiliche Verantwortlichkeit oder sonstige Pflichtigkeit dem Hausherrn und respective der Obrigkeit das Resultat anzuzeigen verbunden ist.

Die Zahl solcher Fälle, wo die Statistik vor dem administrativen Dogma den Hut gehorsamst abziehen muß, ließe sich noch bedeutend vermehren. Man sieht, welche Wirkung die von der Regierung

dem Pabstthum abgeborgte und auf die Politik übertragene Infallibilität hervorbringt. Eine Wissenschaft, die unläugbar factische, mißliche Verhältnisse nicht einmal andeuten darf, verdient sie überhaupt noch ihren ehrenvollen Namen zu behalten?

Herr Moritz Fränzel, Professor am hiesigen Theresianum — eine von der Kaiserin Maria Theresia gegründete Anstalt, wo hochstipendirte Adelige erzogen und in allen Elementarfächern, ja selbst den juridischen Wissenschaften unterrichtet werden, um hierauf unmittelbar in Staatsdienste zu treten — hat eine Generalstatistik erscheinen lassen. Das Rundgemälde der Welt ist darin nicht ohne Leben und Geschick entworfen; der Verfasser zeigt ein gewisses pragmatisch erklärendes Streben; man sieht wohl, er habe die Natur und Bestimmung der Statistik erkannt, nämlich einen fixirten Moment der politischen Zeitgeschichte darzustellen. Ziffern und dürre Angaben genügen ihm nicht. Allein der Mangel seiner Schilderung besteht eben in der Unsicherheit, man könnte sagen, Ungelenkigkeit des österreichischen Geistes. Eine Stelle, welche sich im 3ten Bande Seite 44 vorfindet, spricht schwerlich zum Vortheile der historischen Einsicht des Verfassers. „Den Protestantismus hält man für den gebornen Vertreter des Princips der Geistesfreiheit, während es historisch nachgewiesen werden kann, daß dieser in ganz andern Bedingungen des

öffentlichen Lebens liegt, daß sie am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts gerade in einem katholischen Lande auf die ausschweifenste Art geübt (!) wurde und daß der reine Protestantismus sich selbst überlassen, wenn ihm kein Katholicismus zur Seite steht, durch sein charakteristisches Princip der freien Auslegung des Bibeltextes, um ein Zerbröckeln des Christenthums in unzählige Secten und große Verwirrung, keineswegs aber die gehoffte Geistesfreiheit schaffen würde." — Also der gute Verfasser ignorirt gänzlich, daß die Geistesfreiheit in der That ihren Weg über England und Holland nach Frankreich und dem übrigen Europa nahm, er ignorirt, daß die Ausschweifungen, welche die loyalen Gemüther fortwährend so schwer betrübet, lediglich auf Rechnung des mit Gewalt unterdrückten protestantischen Geistes zu setzen sind, er ignorirt, daß das Zerbröckeln in Secten ein großartiger nothwendiger Auflösungsproceß ist, und daß friedliches Nebeneinanderbestehen des echt protestirenden und des verstockten katholischen Geistes ohne Widerspruch nicht gedacht werden kann, da beider Bestimmung eben im rastlosen Kampfe besteht? Das organische Wachsthum der menschlichen Intelligenz verbürgt den Sieg der protestantischen Idee. Folgende Stelle, welche sich einige Seiten früher vorfindet, bildet zur obigen einen würdigen Pendant. „Das größte Resultat des gestifteten Protestantismus war,

wenn man ehrlich sprechen will, die Bekämpfung des Hauses Oesterreich, zu Gunsten einiger Fürsten, die Zertrümmerung Deutschlands zu Gunsten seiner drei Nachbarn, und die jetzigen irländischen Kalamitäten im brittischen Reiche, alles andere hätte sich bei der gerade damals allgemeiner werdenden Macht der Aufklärung und Reform der Kriegskunst ohnehin gegeben." — Wohlgemerkt, der Verfasser ist kein bornirter Ultrakatholik und dennoch läßt er sich zu einem Tadel verleiten, der gerade so abgeschmackt klingt, als wennn er die Natur zurechtweisen wollte, weil sie die Einrichtung traf, daß die Weiber ihre Kinder unter Schmerzen gebären.

Die österreichische Jurisprudenz klebt noch mächtig am Buchstaben fest. Alle juridischen Schriften und Journale, welche hier erscheinen, beschäftigen sich mit der Interpretation der Gesetze oder Ausarbeitung einzelner Fälle. Eine wenn noch so bescheidene und ernst gehaltene Kritik der Gesetze ist durchaus verpönt. Der Werth dieser zahlreichen, juridischen Arbeiten ist demnach rein lokal und für den Fortschritt der Rechtswissenschaft im Allgemeinen unbedeutend. In Prag läßt ein Herr Doctor Wessely eine Zeitschrift „Themis" erscheinen, welche nicht selten bogenlange Erörterungen über einzelne Paragraphe des Stempelpatents bringt. Leider ist dieses so verwickelt, daß ein vollkommenes Verständniß desselben

mindestens sechs Monate angestrengten Studiums erfordert. Aber du lieber Himmel! welches Thema für eine Themis!

Die Publicistik wird in Oesterreich blos durch einige Zeitungen vertreten, wenn man eine trockene, seelenlose Zusammenpferchung nackter Thatsachen überhaupt noch mit dem Ehrentitel publicistischer Thätigkeit bedecken will.

Der österreichische Beobachter scheint seines eigenen Daseins überdrüssig geworden zu sein; denn er weiß nicht mehr, was er soll, ist sich selbst und den Lesern zur Last. Selbstständige, politische Urtheile werden darin fast gar nicht mehr niedergelegt. Es scheint daher, als friste man seine Existenz, um ihn späterhin wieder als Organ zu brauchen, wenn Zeit und Umstände es erforderlich machen sollten. Der einzige Vortheil, welchen er jetzt noch dem Publikum gewährt, besteht in der Eile, womit er manche Neuigkeit von außerordentlicher Wichtigkeit mittheilt. So war z. B. die Nachricht vom Tode des Herzogs von Orleans durch den Beobachter bereits zwei Tage früher, als durch die übrigen Zeitungen bekannt. Seit ungefähr zwei Jahren erscheint der liebe Beobachter auf Maschinenpapier im vergrößerten Format. Das unbefangene Publikum weiß sich die Ursache dieser Vergrößerung nicht zu erklären. In einer Zeit, wo die

mit Fäusten vollbrachten, politischen Reformen selten geworden sind und der friedlichen Entwickelung Platz gemacht haben, giebt es im Grunde weit weniger zu berichten, als z. B. im Jahre 1830. Damals betrachtete man den holden Beobachter als eine Autorität. Jetzt liegt er in den Kaffeehäusern müssig auf den Tischen umher und Niemand nimmt sich die Mühe, ihn zu durchlesen. Seitdem etliche Bekanntmachungen der Staatsverwaltung zuvörderst durch das Organ der privilegirten Wiener Zeitung erfolgt sind, ist der süße, fromme Beobachter vollends um allen Kredit gekommen. O Beobachter! Beobachter! Du gemahnst mich heutzutage fast wie ein verwitterter Mouchard; man mag dich einst gefürchtet haben, jetzt wirst du blos noch ausgelacht, und magst auf der ausgesteckten politischen Leimspindel höchstens Gimpel fangen. Je nun, unser Beobachter ist nicht dumm; er hütet sich weislich vor irgend einer Blöße, er vermeidet deshalb den Katheberton, er verschluckt lieber sein Gelüst, die verruchten Liberalen weidlich auszuzanken, und um nicht gänzlichen Mangel an Originalien zu bekunden, theilt er am Schlusse seines Blattes die polizeimäßigen Brod- und Fleischpreise mit. Ehe das Blatt in der Buchhandlung ausgegeben wird, pflegt man es zu größerer Weihe der Kraft und Kraft der Weihe mit heiligem Wasser zu besprengen. Herr Pilat,

konsequenter Redacteur des freundlichen Blattes, ist Regierungsrath geworden. Ich gratulire.

Wenn der Beobachter immerhin noch als halb-offizielles Organ betrachtet werden kann, so buhlt der Adler des vortrefflichen Doctor Großhoffinger seit jeher um diese Ehre, ohne daß ihm bisher gelingen mochte, derselben theilhaftig zu werden. Der Adler muß, seiner Natur nach, vom Raube leben; dieses Blatt fristet daher seine Existenz von sanftem Nachdruck, rafft Novellen und Notizen aus allen erdenklichen Winkelzeitungen zusammen, und liefert besonders geistreiche Theaterrecensionen. Dieselben zeichnen sich auch durch ihre Unparteilichkeit aus. Director Karl wird in jedem Blatte aus Leibeskräften gepriesen; ein junger, nicht talentloser Darsteller, Namens Fröhlich, wurde kürzlich sogar ein echter Nachfolger Ludwig Devrients genannt. Sehr schön! Eine besonders interessante Rubrik des allgemein geschätzten Adlers ist der in extenso abgedruckte Kurszettel. Diesen Artikel besorgt der vortreffliche Redacteur selbst. Sonst schreibt er noch allerhand leitende Aufsätze, welche er seinen Lesern seit Neujahr zusagte. Fatal ist, daß diese fast niemals erscheinen. Wahrscheinlich trägt die allzugroße, beinahe mädchenhafte Schüchternheit des Redacteurs die Schuld hievon. Nachdem er sie verfertigt, legt er sie wieder in sein Pult zurück. In einem solchen leitenden

Artikel erklärte der würdige Redacteur, unter den Demagogen früherer Jahre habe es noch einige brave Männer gegeben; der jetzige Radikalismus sei hingegen reine Bestialität. Wie könnte wohl dies anders sein? War doch der Redacteur des Adlers damals selbst unter die Demagogen gegangen! Nach dieser gründlichen Herzenserleichterung war in den Spalten des geschätzten Adlers lange Zeit nichts von einem leitenden Artikel zu bemerken. Dafür erschien eine Novelle von dem fantasiereichen Herausgeber „Zeitgeist und Gewissen." Sie war dermaßen trefflich abgefaßt, daß sie einem Gottsched seligen Andenkens zur Ehre gereicht haben würde. Die Ingredienzen sind ein untugendhafter Majoratsherr, ein tugendhafter appanagirter Bruder und Major, kokette Damen, himmlische Gouvernanten, und ein schurkischer Kammerdiener! Man sieht, all diese Gegensätze sind nicht nur überaus interessant, sondern auch warm und unabgenützt. Die Sprache war im strengsten Sinne des Wortes eines befiederten Geschöpfs würdig, nämlich schwungreich. Doctor Großhoffinger verwahrte sich in einem nachträglichen Artikel gegen die dramatische Bearbeitung der Novelle, indem er bekannt gab, daß er selbst den Stoff früher für das Theater zugerichtet habe. Die europäischen Dramatiker geriethen darüber in die tiefste Bestürzung. Der gefeierte Grillparzer soll förmlich nach diesem

Stoffe gelechzt haben. Auch Scribe glaubte mit der Novelle des Wiener Poeten bereits einen prächtigen Fang gethan zu haben. Wenn nicht die Fama trügt, so sollen dem ehrenwerthen Redacteur des Adlers die brillantesten Anträge gemacht worden sein. Das Theater in Meidling nächst Wien soll ihm 2000 fl. Conventionsmünze für die erste Aufführung versprochen haben. Ferner berichtet die trügliche Fama, das Stück sei von einigen Dilettanten in Grinzing, welche sich zur Sommerszeit gebrauchen lassen, die Naturfreunde auf die Höhe des Kahlengebirges zu befördern, unter anhaltendem Beifallgeschrei dargestellt worden. Der unermüdliche Theatergeschäftsführer Prix soll sich beinahe die Füße abgelaufen haben, um den Verschleiß dieser Dichtung an sich zu bringen. Er läuft nunmehr ohne Füße auf seinem Bauche in der Stadt herum. Doch nicht genug! Dr. Groß-Hoffinger ist auch ein Meister im declamatorischen Vortrage. Er annoncirte kürzlich eine Reihe satyrischer Vorlesungen. Die erste ist bereits vom Stapel gelaufen. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man sagen wollte, er beabsichtige hierbei pecuniäre Vortheile, da es im Theater an der Wien an jenem Vormittage, wo das Ereigniß statt fand, außerordentlich leer war. Dr. Groß-Hoffinger haßt und verachtet wahrscheinlich das Geld; aber der Ruhm, der süße Ruhm ist seine schwache Seite! Seine Vorlesung hatte das

Geld zum Thema. Bekanntlich hat das Geld blos zwei Seiten, die Kopf- und Wappenseite. Allein der Vorleser scheint wohl über hundert Seiten daran entdeckt zu haben; denn unzähligemal wiederholte er die Eingangsworte: „Geld ist ꝛc. ꝛc.“ Was das Geld nicht ist, hat er zu sagen unterlassen; allein er hat angedeutet, wo das Geld nicht ist. Seine numismatische Abhandlung fand den allgemeinsten Anklang. Bei den rührenden Stellen wurde stark geschneuzt. Diese Stimmung griff immermehr um sich, bis der Vorleser sein Schlußkompliment machte und abtrat. Mad. Rettich, die Heldenspielerin am k. k. Hofburgtheater, hatte dem geehrten Vorleser ihre Mitwirkung versprochen, und sollte ein Gedicht über die Liebe deklamiren. Allein sie mußte wohl Gründe haben, ihrem Vorsatz nicht getreu zu bleiben. Die Unglückliche! Welche Stürme des rasendsten Beifalls hat sie sich durch ihr Zurückziehen verscherzt. Der Akademiker entledigte sich daher seines Gedichts, welches ebenfalls wieder dicken Schnupftuchbefeuchtungsstoff enthielt, selbander. Die europäische Lesewelt kann über den Werth dieser Parnaßblüthe selbst urtheilen; denn sie war im Adler bereits abgedruckt. Sollte übrigens die europäische Lesewelt, oder ein Theil derselben nichts davon wissen, so mag sie sich auf besagten Adler pränumeriren, wovon noch etliche Exemplare zu bekommen seyn sollen.

Ursprünglich war dieses Blatt ein größtentheils politisches. Allein nach dem eigenen Geständnisse des Redacteurs, der sich unglücklich fühlt, daß „man ihm blos Talent für Politik zutraut, während er doch die Parteisucht verabscheue," ist die Belletrie seine Leibpassion geworden. Die Ursache dieser Bekehrung ist in dem hiesigen Stempelgesetze zu suchen, kraft dessen für jedes Exemplar eines politischen Blattes 1 Kreuzer Conventionsmünze Taxe zu entrichten ist. Diese unbequeme und die Politik gewaltig vertheuernde Einrichtung hat den unternehmenden und wechselliebenden Redacteur veranlaßt, sich und seine Leser den schuldlosen Freuden der unpolitischen Musen wieder zuzuwenden. Streng politische Blätter, welche einen kurzen Auszug der laufenden Tagesgeschichte enthalten, liefert derselbe höchstens alle Monate einmal. Er gründete und begann sein Unternehmen in der Hoffnung, als Publicist der Staats-Kanzlei benützt zu werden, ja es scheint, als wolle er dem Publikum von Zeit zu Zeit weiß machen, daß er sich in solcher Stellung befinde, wie er sich denn auch kürzlich als einen Autor, welcher die Regierung aus Grundsatz unterstütze, in einem seiner Aufsätze erklärte. In der bekannten Brochüre: „Oesterreichischer Parnaß" wird er nebstbei ein Doctor der Philosophie genannt. — Das politische Hauptblatt der Residenz ist die **Wiener Zeitung**. Sie erscheint in mehr als 6000 Exem-

plaren, und ist vorzüglich als Anzeigeblatt wichtig. Für das Privilegium, Anzeigen aufzunehmen, zahlt die Unternehmung jährlich eine sehr bedeutende Summe an das k. k. Ärar. Die Zusammenstellung der politischen Facta ist wo möglich noch seelenloser und nüchterner, als im Beobachter. Diese Jämmerlichkeit gilt den eingefleischten Servilen als ein Ausdruck der Wahrheit. Sie betrachten die Wiener Zeitung als ein unfehlbares Organ, als fleckenlosen Spiegel der Ereignisse. Menschen, welche an den Geschicken des Welttheils leidenschaftlichen Antheil nehmen, und sich in dieses erhebende Studium mit vollem Herzen und ganzer Seele versenken, würden es schwerlich aushalten, wenn man sie zu der Fastenkost dieses Journals verurtheilte, so daß sie ausschließend in demselben Belehrung suchen müßten. Der Drang zu Konjekturen ist mit der mäßigsten politischen Erregung nothwendig verbunden. Kein Wunder, wenn das politische Blatt der Zeitung von allen halbwegs strebenden und wissensfrohen Köpfen überschlagen wird. Seit ungefähr zwei Jahren hat eine Erweiterung der Concession stattgefunden, und es ist eine literarische Rubrik in dieser Zeitung entstanden. Dieselbe dient vorzüglich zur Mittheilung technischer Entwürfe und Ideen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Verbreitung derselben bei der großen Masse der Leser nützliche Folgen hat. Aber selbst in dieser unbefangendsten

aller Rücksichten wirken die Censurverhältnisse hemmend ein. Tritt eine der mitzutheilenden Ansichten nur einigermaßen aus dem Gebiete des Möglichen und Unbestimmten heraus, berührt sie nur mit einem entfernten, indirekten Tadel ein bestehendes Institut: so wird der betreffende Aufsatz von einer Behörde zur andern spedirt, und es geschieht nicht selten, daß er der Instituts-Direction selbst zur Äußerung zugestellt wird. Wie der angegriffene Theil sich äußern werde, ist leicht vorauszusehen. Eine öffenliche Kritik der Operationen der österreichischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, der Eisenbahninstitute u. s. w. ist durchaus nicht denkbar, selbst wenn sie auf die gewichtigsten und zweideutigsten Thatsachen basirt wäre. Ein Beispiel genüge. Lange Zeit mochte sich die Ferdinands-Nordbahn nicht entschließen, Holz statt Kohlen als Heizmaterial zu benutzen. Endlich konnte die Direction nicht umhin, dem Vorgange der Wien-Glocknitzer Bahn zu folgen, und entschied sich für Holz. Allein es wäre unmöglich gewesen, die gewiß nicht gefährliche Ansicht, Brennholz sei wohlfeiler als Kohle und verdiene daher bei dem gesunkenen finanziellen Stande der Bahnen unstreitig den Vorzug, in irgend einem öffentlichen Organe früher auszusprechen, als die betreffende Direction sich hiezu entschloß. Und weshalb? „Weil das Privatrecht der Gesellschaft geachtet werden müsse.“ Ist aber ein so

weit verzweigtes, auf die regste Theilnahme des Publikums berechnetes Institut eine reine Privatsache? Giebt es nicht Actieninhaber, welche nicht stimmfähig sind? Sollen diese zu gänzlichem Stillschweigen verurtheilt sein, weil sie nicht die erforderliche Zahl der Papiere, welche sie zum Erscheinen in der Generalversammlung berechtiget, in Händen haben? Läßt sich wohl das Recht eines wohlmeinenden Vaterlandsfreundes, welcher den Kredit einer in alle Verkehrsverhältnisse tief eingreifenden Anstalt durch irgend eine Verbesserung gehoben sehen möchte, sich im Angesichte des Publikums hierüber auszusprechen, in Abrede stellen? Ist die Summe aller Privatwirthschaften nicht der Organismus der Nationalwirthschaft? Diese Gründe sind, wie die Forderung, worauf sie sich beziehen, außerordentlich bescheiden. Allein sie werden so wenig beachtet, daß, wie gesagt, in der erwähnten Rubrik der Wiener Zeitung blos allgemeine, beziehungslose Mittheilungen oder unbedingtes Lob alles Bestehenden Aufnahme finden. Dasselbe Schicksal ist dem hier erscheinenden, nicht untüchtig geleiteten polytechnischen Journale beschieden.

Die Redaction der Wiener Zeitung nimmt über die Erscheinungen auf den zwei Stadttheatern, und über Druckwerke allerhand Kritiken auf. Je nun, der kritische Geist, welcher sich darin offenbart, ist ziemlich unerheblich. Größtentheils saftloses Gewäsche,

und häufig eine ungeheure Lobhudelkanonade! Wurde doch selbst die Buchdruckerfirma Stöckholzer von Hirschfeld als eine thätige und anerkennenswerthe in diesen Blättern gepriesen, während sie gar nichts als ungesalzene Romane von Straube, Breier u. dgl. mittelmäßigen Köpfen, ferner absurde Gespenster- und Rittergeschichten erscheinen läßt. Auch in Nekrologen entwickelt die Redaction eine bewundernswürdige Stärke. Ein Herr Romer, der die Zündhölzchen zwar nicht zuerst fabricirte, aber die Fabrikation derselben theilweise verbesserte und hier in Gang brachte, wurde nach seinem Ende in beinahe anderthalb Spalten gefeiert. Das Urtheil, welches sich über die dermalige Behandlung der nicht politischen Rubrik in der Wiener Zeitung zusammenfassen läßt, lautet im Ganzen nicht befriedigend. Die ungemeine Verbreitung des Blattes bewirkt eine Aufschichtung des buntesten Materials; jeder gemeinnützige Projectant möchte sich hier am liebsten gedruckt sehen. Theilweise erscheinen auch wirklich nützliche und interessante Beiträge. Allein es gebricht das ordnende Walten eines encyclopädisch gebildeten Geistes und das Gute ist mit dem Schlechten gemengt, wie — man vergönne mir das echt nationale Gleichniß — wie Kraut und Rüben.

Das sind die politischen Zeitungen Wiens! Außer mehreren Fachzeitungen sind alle übrigen mehr oder

minder Unterhaltungsblätter. Ein ernstes, kritisches, umfassendes Organ fehlt. Die Wiener Jahrbücher enthalten blos manches Gute; aber sie behaupten nicht den Werth eines Ganzen. Dieses Verhältniß ist übrigens ganz natürlich. Das Ganze der Wissenschaft kann und darf nur dort feurig und ganz ergriffen werden, wo der Geist vollkommen freigegeben ist. Demungeachtet unternahm im Herbste des verflossenen Jahres ein junger Mensch, Namens Prohazka, die Gründung eines sogenannten Central-Organs für die Literatur im Allgemeinen und die österreichische insbesondere. Noch vor Ablauf des ersten Pränumerationsquartals stockte das Ganze; die Blätter fingen an, unregelmäßig zu erscheinen; zuletzt blieben sie gänzlich aus. Die geringe Theilnahme des Publikums und die unzureichenden Geldmittel des Unternehmers bewirkten dies selige Ende des Central-Organs. Aber nicht blos materiell, auch literarisch war die Sache schon in den ersten Blättern untergraben. Der Herausgeber, ehemaliger Supplent der Philosophie zu Inspruck, war beinahe unwissend in Allem, was die Literatur, nicht etwa blos die moderne, betraf. Die bloße Rubricirung mußte schon Heiterkeit erregen; er gab unter A. Cultur, B. Literatur, C. Vermischtes.

Den logischen Eintheilungsgrund hierfür zu ent-

decken, wäre wohl des Besiegers der Prinzessin Turandot würdig.

Man muß wissen, mit welch außerordentlichen Schwierigkeiten die Erlangung einer noch so unbedeutenden Journalconcession in Oesterreich verbunden ist. Man muß wissen, mit welcher Ängstlichkeit von sämmtlichen Polizeibehörden, in deren Sprengel der Bittsteller jemals hausete, nach seinem Charakter, seiner politischen Gesinnung 2c. geforscht wird. Zwei so offenbare Umstände, wie sie sich in diesem Falle darboten, hätten der vereinigten Spürkraft zahlreicher Behörden keineswegs entgehen sollen. Es konnte zuvörderst keinem Zweifel unterliegen, daß Prohazka nichts weniger als der geeignete Mann zur Führung eines streng wissenschaftlichen Journals war. Welche Präcedentien hatte denn der junge Mann aufzuweisen? Die Abfassung eines seichten Lehrbuchs der Logik. Fürs zweite ist es unläugbar die strengste Pflicht einer concessionirenden Behörde, auch die Vermögensverhältnisse bei der Gründung einer Zeitschrift zu berücksichtigen. Denn wenn das Publikum im Vertrauen auf den legalen Schutz, welchen die Concession ausdrückt, dem Redacteur sein Geld vorhinein anvertraut und hinterdrein förmlich betrogen wird, so erweckt dies eine mißliche Stimmung, welche mit Recht auf die allbevormundende Behörde zurückwirkt. Weshalb gab sie zu dem Erscheinen des Blattes ihre

Zustimmung, wenn nicht bevor der Geldpunkt in volle Klarheit gebracht war? Glücklicherweise trifft der Verlust blos unvorsichtige Verschwender, denn man darf wohl, unbeschadet aller Höflichkeitsrücksichten, die Herrn Abnehmer dieses lächerlichen Blattes einer unzeitig großmüthigen Verschwendung zeihen. Und doch hat die frühzeitige Unterbrechung des Blattes auch wieder sein Gutes! Wie viel unermeßliche, lebensgefährliche Langeweile ist den Lesern dadurch erspart worden! Also ist die wissenschaftliche Kritik in Oesterreich vertreten. Ein solcher Zustand der Dinge bedarf keines weiteren Commentars.

Sechster Brief.

Schulwesen. — Elementarunterricht. — Gymnasium. — Philosophie.

Streng genommen sollte in diesem Briefe der Übergang zur schönen Literatur, zum Theater, zu der leichten und amüsanten Journalistik geschehen. Allein ich verspare mir diese Darstellung für den zweiten Band, um ein Interesse zu berühren, welches mit dem jeweiligen Zustande der Wissenschaft auf das Innigste zusammenhängt. Dieses Interesse ist der öffentliche Unterricht.

Der Leser merkt ohne Zweifel, daß meine Absicht nicht ausschließend dahin geht, ihm Scenen aus dem hiesigen Volksleben vorzuführen. Mir gilt Wien lediglich als der Brennpunkt, in welchem alle Radien eines großen ausgedehnten Systems zusammenlaufen. Das Wiener Volksleben scheint mir den Werth eines eingreifenden Beispiels zu haben, und allemal pflegt

man das Beispiel nicht um seiner selbst, sondern des Ganzen willen zu citiren. Es scheint immerhin ein großer Vortheil für den Verfechter einer gewagten Ansicht, wenn er sie mit schlagenden aus dem Leben geschöpften Beweisen zu stützen vermag. Ungleich besser ist eine Thatsache, womit der Nagel auf den Kopf getroffen wird, als die sinnigste, jedoch im Allgemeinen schwebende Reflexion. Principe werden am treffendsten nach ihren Resultaten beurtheilt. Gelingt es, diese unbefangen und treffend zu schildern und zu bezeichnen, so wird jeder Widerspruch, welcher sich zu Gunsten eines schädlichen Princips erheben möchte, in die letzte Zufluchtsecke getrieben.

Wenn hier vom öffentlichen Unterrichte die Rede ist, so handelt sichs offenbar um keine bloße Wiener Angelegenheit. Die strenge und gleichförmige, bis in das Kleinste mit unaussprechlicher Ängstlichkeit normirte Methode des Unterrichts ist für sämmtliche Provinzen ausgearbeitet. Allein so wie sich jedes System in seinem Mittelpunkte am gründlichsten auffassen und erkennen läßt, so wird auch das Unterrichtswesen, wie es dermal in der Residenz bestellt ist, den Anhaltspunkt für seine lebendige Darstellung im Allgemeinen am besten und zuverlässigsten abgeben. Mit diesen Worten dürfte der Standpunkt, von welchem aus diese Briefe verfaßt wurden und von den Lesern beurtheilt werden sollen, hinreichend festgestellt sein.

Der Elementarunterricht leidet hier an zwei Hauptmängeln: er ist zu dogmatisch, zu kanzelmäßig; der Lehrer glaubt, durch unaufhörliches Wiederholen eines und desselben Gegenstandes dahin zu wirken, daß er sich dem Gedächtnisse der Kleinen fest einpräge. Er bedenkt nicht, wie lähmend, wie entmuthigend der barsche Ton auf die kindlichen Seelen einwirkt, und wie jede Methode, welche darauf berechnet ist, sich den Zöglingen angenehm und einladend zu machen, unmöglich schneller und angemessener zum Ziele führt. Der zweite Mangel besteht in der rein formalistischen Natur des Unterrichts. Der Zögling lernt lesen, schreiben, nothdürftig rechnen; überdem wird sein zartes Gedächtniß mit einer Masse schwerfälligen, katholischen Religionskrams angepfropft; von allen nützlichen Dingen des praktischen Lebens wird fast gar nichts gelehrt.

Die Eindrücke der Wirklichkeit stürmen los auf die Seele des Zöglings, setzen sich darin fest, und kein läuternder Strahl fällt oft darein, um sie zu erhellen und zu klären. Es besteht allerdings ein sogenanntes Lesebuch, worin manche Verhältnisse des socialen Lebens berührt werden. Allein theils bemüht sich der Lehrer nicht im Geringsten, den Inhalt desselben seinen Schülern zu verdeutlichen und begnügt sich, wenn letztere Seite um Seite abzuplärren wissen; theils ist der Inhalt selbst nichts weniger als an=

regend und geistbefeuernd. Eine Anleitung zur Selbstthätigkeit im Denken und Handeln ist in dem ganzen Buche nicht zu entdecken. Der junge Mensch erscheint darin unter eine zahllose Menge wohlthuender Vormundschaften gestellt. Die Kirche, das Gesetz, die Eltern, die Vorgesetzten sind Autoritäten, welchen er unbedingt vertrauen soll. Der Fall, daß er mit denselben in einen schwer zu lösenden Konflikt gerathen könnte, ist darin nirgends vorbedacht. Ein solcher Zweifel könnte nach dem Geiste des Lesebuches nicht anders beschwichtiget werden, als durch absolute Niederschlagung. Wenn alle Autoritäten immerdar blos das Beste des jungen Bürgers wollen: ist es da nicht allemal seine eigene Schuld, wenn er mit einer derselben sich nicht vergleichen kann? Von giftigen Schwämmen, von der Gefahr des Schlittschuhlaufens, von der Hundswuth u. dgl. ist in dem Lesebuche nur allzuhäufig die Rede. Der innere Mensch bleibt aber fast gänzlich leer. Nichts von Geschichte und Geographie, nichts von einer statistischen Darstellung des eigenen Vaterlandes! Wenn der Schüler aus der beengenden Sphäre des Elementarunterrichts heraustritt, hat er nichts im Kopfe, als eine wirre Masse von Buchstaben und eine derbe Portion blinden Glaubens. Hätte man ihm eine Robinsonade in die Hand gegeben, wie ungemein wohlthätig und energisch wären nicht seine Phantasie, sein Verstand und Selbst-

gefühl angeregt worden. Es gibt kein erhebenderes Beispiel als einen Menschen, der sich selbst Alles in Allem ist. In seinem Wirken und Walten ist die Autonomie der Vernunft ausgeprägt. Läßt man ihm gar am Schlusse eine Colonie bilden, so werden dadurch die Probleme der Staatswissenschaft auf die natürlichste und unverfänglichste Weise den jungen Gemüthern nähergerückt und eingeimpft. Der fantastische, unpraktische Beigeschmack dieser Nahrung wird sich späterhin verlieren. Sie selbst wird ins Blut übergehen, und sich mit ihm dauernd vermischen.

Ich glaube kaum, daß meine Empfehlung dieser und ähnlicher Volksbücher als ein Motiv zu ihrer Einführung in den österreichischen Elementarschulen beitragen dürfte. Man würde sogleich etwas Gefährliches hinter denselben wittern. Wenn man die Unterhöhlung des blinden, thörichten Autoritätsglaubens für gefahrdrohend hält, so hat man allerdings Recht. Aber wird und muß dieser überhaupt nicht früher oder später fallen?

Ist es etwa bildsamer und veredelnder für das jugendliche Gemüth, wenn ihm die blutige und finstere Geschichte des alten Testaments eingeprägt wird? Wenn der Herr den Israeliten befiehlt, sämmtliche Kanaaniter mit Stumpf und Stiel auszurotten, wenn Jephta seine blühende Tochter dem strengen Jehova opfert, wie das schon früher Abraham beabsichtigte;

wenn der Geist dieser gesammten Geschichte als ein entschieden herber, unmenschlicher, unschöner, unerquicklicher und grausamer in die zarten Jugendseelen transpirirt: welche Früchte lassen sich von solchem Einflusse gewärtigen?

Würde der Elementarunterricht dergestalt eingerichtet, daß die rein mechanischen Fertigkeiten des Lesens, Schreibens, Rechnens auf die gefälligste und einladendste Weise gelehrt, und bei sämmtlichen Übungen in denselben durchgehends beziehungsweise und nützliche Stoffe gewählt werden möchten; würde man den Grundsatz aufstellen, daß nicht blos das Lesen und Schreiben nothdürftig erlernt, sondern recht viel Gutes und Zweckdienliches gelesen und geschrieben werden soll; verstände der Lehrer, seinen Zöglingen den Geist der Selbstständigkeit einzuflößen, indem er von Zeit zu Zeit ihrer Urtheilskraft und Thätigkeit einen scheinbar freien Spielraum gestattete: dann könnten die Wirkungen eines solchen Unterrichts wahrhaft beglückend ausfallen. Wie die Sachen jetzt stehen, hüte man sich wohl, mit witzelnder Geringschätzung auf irgend ein anderes Volk hinzudeuten, wo vielleicht die Masse noch nicht lesen und schreiben gelernt hat. Lesen ist nicht blos lallen. Wenn der Sinn für das Verständniß geistiger Gebilde nicht geweckt wird in der Seele des Volks: was nützt da wohl dieser Unterricht, der die Leute höchstens befähiget, ihren

Namen nebst etlichen Worten unkorrekt zu kritzeln und an Gebetbüchern und Ritterromanen sich zu erbauen? Es ist keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, die überwiegend große Mehrzahl der Bevölkerung in den deutschen Erbstaaten habe es nicht weiter gebracht. Schulen bestehen zwar auf jedem Dorfe! Allein die Organisation derselben ist so höchst mangelhaft, daß es einer gänzlichen und gründlichen Erhebung und Vergeistigung dieses Instituts bedarf, wenn von einem reellen Nutzen die Rede sein soll. Allenthalben beinahe sind die Schulen unter die Aufsicht der Ortspfarrer gestellt, und so zu einem Vehikel herabgewürdiget, wodurch die römisch-katholische Kirche sich der Köpfe und Gemüther bemächtiget, um sie nach ihren Zwecken zu gängeln und zu lenken. Allein nicht blos auf dem Lande, auch in den Städten ist der Nutzen des Elementarunterrichts beinahe Null. Mit Ausnahme weniger Familien, welche auf die Erziehung ihrer Angehörigen größere Sorgfalt verwenden, herrscht unter den kleineren Gewerbtreibenden noch eine ganz außerordentliche Ignoranz. Zuweilen sind sie von einer dünnen Schichte äußerlicher Cultur angeflogen, allein innerlich desto hohler und verwahrloster. An eine Bildung, wie sie z. B. im wirklichen Deutschland in dieser Klasse stattfindet, ist hier wohl gar nicht zu denken. Wenn es unter hundert Geschäftsleuten untergeordneter Gattung zehn bis zwölf gibt, welche

einen orthographischen Brief zu schreiben und überhaupt vernünftig zusammenzusetzen wissen: so ist das schon aller Ehren werth. Bei den sogenannten Hauptschulen besteht eine höhere Klasse, worin ein kurzer Abriß der Naturgeschichte und Geographie vorgetragen wird, aber in so allgemeinen unerheblichen Contouren, daß von einem wesentlichen Nutzen beider Lehrfächer nicht sonderlich die Rede sein kann. Die dem geopraphischen Lehrbuch beigebundene Karte ist höchst nachläßig gearbeitet! das kaiserliche Lustschloß Lachsenburg ist auf etlichen Abdrücken derselben jenseits der ungarischen Gränze situirt.

Auf solche Grundlagen folgt nun der höchst ermüdende und im Ganzen beinahe zwecklose Gymnasialunterricht. Es besteht die Verordnung, daß kein Studirender vor dem Ablauf seines zwölften Lebensjahres an demselben Theil nehmen dürfe. Dadurch wird nicht blos der Beginn eines selbstständigen Lebenslaufes dem jungen Menschen in eine beinahe unabsehbare Ferne hinausgeschoben; erst wenn seine Lebenssonne den Scheitelpunkt des dreißigjährigen Alters erreicht, mag er hoffen, ein bescheidenes Ziel zu erreichen. Ein ebenso ungünstiger und widerwärtiger Umstand ist die Unverhältnißmäßigkeit, welche zwischen der Fassungskraft der Studirenden und der Kargheit oder Dürre des gespendeten, geistigen Nahrungsstoffes stattfindet. Wie viel, wie

unendlich viel Gehaltvolles, Schönes, Herrliches könnte sich dem, allen Einflüssen vertrauensvoll offenstehenden, gewissermaßen nach Belehrung lechzenden Gemüthe der Knaben mittheilen lassen! Mit Hülfe einer zweckmäßigeren Unterrichtsmethode könnten echte, vollendete Menschen, nicht blos taugliche Geschäftsmänner und Administrationsmaschinen, wie jetzt, gebildet werden und sie würden mit dankbarer Freude an ihre Studienjahre sich erinnern, statt sie wie ein Fegefeuer zu betrachten, welches sie nothgedrungen passiren mußten, um in den fetten Himmel einer bürgerlichen Versorgung zu gelangen.

Der Hauptgegenstand des Gymnasialstudiums ist die lateinische Sprache. Dagegen wäre wohl nichts einzuwenden, wenn nur die griechische als eine gleich berechtigte angesehen und mit gleichem Eifer gelehrt würde. Denn soll das klassische Studium dem jugendlichen Geiste überhaupt den Schlüssel zu einer richtigen weltgeschichtlichen Anschauung des Vorhandenen liefern, so ist es doch mindestens eben so wichtig, die Griechen, welche den Römern mit ihrer Kultur ein Geschenk machten, gründlich kennen zu lernen, als es überdem ausgemacht ist, daß der Geist des Griechenthums weit milder und spiegelheller, menschlicher und schöner als der des Römerthums ist. Geradezu tadelnswerth ist die langweilige Methode des lateinischen Unterrichts, wofür eine Menge

syntaktischer Lehrbücher vorgeschrieben ist. Als ob sich der Geist der Sprache nicht schneller und angenehmer aus den Werken der klassischen Autoren selbst schöpfen ließe, als ob die gründliche Lektüre eines einzigen Schriftstellers nicht bildsamer und anregender auf den jugendlichen Geist einwirken würde, als dies widerwärtige Konglomerat von Regeln und mühsam abstrahirten Vorschriften. Die Grammatik ist blos das Skelet einer Sprache. Der blühende lebendige Körper läßt sich durch grammatische Behandlung nimmermehr darstellen. All' diese zahllosen Formeln zur Bildung eines schönen lateinischen Styls, welche das jugendliche Gedächtniß sich einprägen muß, sind reiner Ballast, den es bei nächster Gelegenheit wieder von sich wirft. Der Henker hole diese abgeschmackte Phrasendrechslerei, dieses Zusammenklauben der flores syntactici! Wie viel kostbare Stunden werden damit auf die unverantwortlichste Weise vergeudet. Ein kurzes, geistreich zusammenfassendes Lehrbuch der Sprache möchte genügen und unausgesetztes, tief eindringendes Studium der Autoren würde zuverläßig größeren Nutzen schaffen, als das geisttödtende Memoriren der Regeln? Der offenbare Mangel dieser Unterrichtsmethode ist eben die Unvollständigkeit der Bekanntschaft, welche die Studirenden mit den Klassikern machen. Es bestehen mehrere Lesebücher, welche aber fast durchgehends nur Bruchstücke enthalten.

Die Eintheilung derselben klingt schon höchst scholastisch und langweilig; da giebt es descriptiones, comparationes, epistolas u. s. w., da werden einzelne Oden des Horaz, einzelne Reden des Cicero u. dgl. mitgetheilt; der Eindruck des Ganzen ist begreiflicherweise Null. Das Höchste, was geleistet wird, ist die Interpretation einiger Biographien des Cornelius Nepos und einzelner Bücher der Aeneide Virgils.

Dies ist offenbar ungenügend. Entweder man verbanne den größten Theil der humanistischen Studien, lehre die alten Sprachen blos nebenbei und fülle die Köpfe der Jugend mit realen nützlichen Kenntnissen; oder man gönne dem Humanismus seine Rechte, aber dann auch unverkümmert und ganz. Der Grundzug der humanistischen Studien ist universalhistorisch. Während man sich bei dem Realismus mit festgestellten Lehren und wissenschaftlichen Kenntnissen begnügt, ist es die Aufgabe humanistischer Studien, den Entwickelungsgang der Menschheit im Großen und Allgemeinen nachzuweisen, worauf es dem jugendlichen Geiste leicht fallen wird, das gesammte innere Triebwerk der Wissenschaften zu ergründen und sich realistisch vollkommen zurecht zu finden. Nach der realistischen Methode wird z. B. die Mathematik docirt als festabgeschlossene selbstständige Wissenschaft; dem Humanismus dagegen liegt es ob, die Bewegung derselben in allen Zeitaltern,

die Gründe ihres Stillstandes und Fortschritts zu erfassen. Was aber von der formalsten aller Wissenschaften gilt, das gilt um so mehr von den realen, welche mit dem Leben in jeder Hinsicht aufs Innigste verwachsen sind. Der humanistisch Gebildete wird erkennen, weshalb die Naturforschung gerade in unsern Tagen einen so ungeheuren Aufschwung nahm, und auf gleiche Weise wird er, um die Sache mit einem Wort auszusprechen, jeder wissenschaftlichen Äußerung des Menschengeistes ihren gebührenden Platz anzuweisen wissen. Das humanistische Studium ist folglich ein echt und eigentlich bildendes, während das realistische höchstens thätige und wohl abgerichtete Geschäftsmänner liefert. Allerdings lassen sich die humanistischen Elemente aus den Realstudien nie vollkommen ausscheiden; daher werden diese allemal ein segenreich befruchtendes Princip in sich tragen, wiewohl im Ganzen genommen der Vorzug humanistischer Bildung keinem Zweifel unterliegt, und eben so wenig die Behauptung, daß selbst bei Realschulen die Grundlage humanistisch, wenn auch verhältnißmäßig vereinfacht und auf den kürzesten Ausdruck zurückgeführt sein soll, mit Grund zu bestreiten sein möchte.

Demgemäß soll der Gymnasial-Unterricht den Studirenden die alte Welt erschließen; die höheren Lehranstalten sollen sie mit der Bildung der Neuzeit vertraut machen. Die alten Sprachen dürfen daher

nicht blos der formellen Bildung wegen erlernt werden. Jede Übung ohne ernsten Zweck ist ein leeres erbärmliches Spiel, ein geistiges Strohdreschen, wobei natürlich kein Körnchen wahren Nutzens abfallen kann. Wenn daher das klassische Studium zur Hauptsache auf den Gymnasien erhoben wird und die realistischen Studien der Geographie, der Mathematik u. s. w. blos nebenher laufen, so ist dies ganz richtig. Aber das klassische Studium soll neben ein solches und nicht blos eine matte, philologische Hetze sein.

Das wahre Wesen der alten Welt bleibt den Schülern, welche mit trockenen Regeln und schönrednerischen Wendungen, womit jene beispielweise belegt sind, abgemattet werden, größtentheils fremd. Wenigstens dreimal in der Woche werden schriftliche Übungen zur Bildung des lateinischen Styles gemacht. Wäre es nicht zweckmäßiger, die Schüler abwechselnd aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen zu lassen, wozu passende Bruchstücke aus den Klassikern gewählt werden könnten? Dadurch würde ein doppelter Zweck erreicht: zuvörderst würden die Schüler mit dem Geist der alten Sprachen um so inniger befreundet, je gründlicher sie die vorliegende Aufgabe hin und her wenden müßten, um den Sinn der fremden Worte genau zu erfassen, und außerdem wäre eine solche Übung in der eigenen Sprache gar empfehlenswerth. In den vier ersten Klassen wird

römische Alterthumskunde gelehrt. Die Anschauung, welche dadurch von dem häuslichen und öffentlichen Leben des großen, heldenmüthigen Volkes bereitet wird, ist gewiß bildend und günstig. Der römische Genius hat etwas Stärkendes und Erhebendes, das unserer siechen Zeit gar wohl zu Statten kommt. Aber das mannigfaltig gegliederte, theilweise wunderbar schöne Leben der Griechen überragt es wohl in jeder Beziehung und davon gelangen höchstens unbedeutende Bruchstücke zur Kenntniß des Schülers.

Soll der Gymnasialunterricht überhaupt nach einem weltgeschichtlichen Zuge geordnet sein, damit sich dieser Bildungsgang aller Zeiten in den jugendlichen Seelen vollkommen abspiegle', so versteht sich wohl von selbst, daß ein Auszug der Weltgeschichte, als Grundlage aller historischen Bildung, zuerst gelehrt werden sollte. Diesem Auszuge sollte eine ausführlichere Darstellung in den höheren Klassen folgen und höchstens die Specialgeschichte des eigenen Vaterlandes vorgetragen werden. Dies wäre unendlich wichtig, und gerade in diesem Punkte zeigt sich das hiesige Unterrichtswesen in der vollen Größe seiner Verwahrlosung. Eine Landesgeschichte wird um die andere mechanisch abgeleiert; trockene Daten und Jahreszahlen spielen dabei die Hauptrollen; aber die entscheidenden Punkte, worin die Interessen zahlreicher Völker zusammentreffen, und welche sodann zu Wende-

punkten alter und neuer Epochen werden, sind nirgends hervorgehoben, nirgends entschieden charakterisirt.

Das Lehrbuch der Geschichte Deutschlands schließt mit der Stiftung des deutschen Bundes. Seite 116 heißt es wörtlich: „Die meisten deutschen Bundesfürsten haben seitdem in ihren Ländern Landstände eingeführt, wenn diese nicht schon von jeher vorhanden waren, wie z. B. in Oesterreich, Sachsen, u. a.“ Was soll man zu dieser sonderbaren Gruppirung sagen? Sollte dem Verfasser von der modernen Umbildung der sächsischen Ständeversammlung nichts zu Ohren gekommen sein? Ferner Seite 117: „Deuschland hatte zwar an Christ. Thomasius, Gottfried Wilhelm Leibnitz und Wolf (zu Halle 1745 in den Freiherrnstand erhoben) große philosophische Schriftsteller; aber(!) erst nach dem Hubertsburger Frieden standen große Dichter auf, welche auf die Ausbildung der deutschen Sprache mächtig hinwirkten. Dahin gehörten: „Friedrich von Hagedorn, Albrecht von Haller (ein Schweizer), Rabener (in Dresden), Ewald von Kleist (aus Pommern), Gellert (in Leipzig), Gleim (zu Waldeck), Klopstock (in Hamburg), Ramler (zu Berlin), Weiße (zu Leipzig), Lessing (zu Wolfenbüttel), Salomon Geßner (zu Zürich), Wieland (zu Weimar), Bürger (zu Göttingen), Hölty (im Hannoveranischen), Pfeffel (zu

Kolmar), die Grafen Christian und Leopold von Stollberg, Friedrich Schiller (zu Jena), Iffland (zu Berlin), Kotzebue (zu Manheim), Heinrich Collin (zu Wien), Göthe, Voß, Salis, Paul Richter, die Gebrüder Schlegel, Müllner u. a. Welch geschmackloses Kunterbunt, theils verschollener, theils unvergänglicher Namen! Von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, keine Spur; dafür Wolf, als neukreirter Freiherr! Inwiefern der literarische Umschwung mit dem politischen Hand in Hand ging, darüber keine einzige Mittheilung!

Die französische Geschichte schließt mit folgendem Satze: „Um der Anarchie" (während der drei Julitage) „vorzubeugen, wurde der Herzog Philipp von Orleans an die Spitze der Regierung berufen, und am 8. August 1830 zum Könige der Franzosen erklärt, indem zugleich die Charte Ludwigs XVIII. in mehreren wesentlichen Punkten abgeändert wurde." Seite 181 werden die Abschaffung aller Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, und die Einziehung sämmtlicher geistlicher Güter, die Auflösung der Klöster, die Aufhebung der alten Provinzen und die Eintheilung Frankreichs in 63 gleiche Departements, die Einführung der Assignaten und die größte Beschränkung der Rechte des Königs „schreckliche" Beschlüsse genannt.

Diese Weise des historischen Vortrags erinnert

an die Methode, nach welcher der Herzog von Bordeaux in seinen Knabenjahren unterrichtet worden sein soll und wonach Bonaparte blos als ein glücklicher und siegreicher General im Dienste Sr. Majestät Ludwigs XVIII. geschildert wurde.

Die Geschichte der alten Welt wird in der sechsten Gymnasialklasse vorgetragen, somit das, womit eigentlich begonnen werden sollte, zuletzt vorgenommen. Man sage nicht, daß der Studirende sich den organischen Zusammenhang der alten und neuen Geschichte selbst zu bilden wissen werde; die trockene Methode des Auswendiglernens verleidet ihm alles Interesse am Studium; von Jahr zu Jahr bürstet er sein Gedächtniß sozusagen sorgfältig aus, um es von dem Unrath der unnützen Jahreszahlen, der unfruchtbaren Schlachten und Thronbesteigungen zu säubern. Noch einmal sei es wiederholt, ein Auszug der Weltgeschichte, wie z. B. von Bredow, würde bei weitem eindringlichere Wirkung üben, als die fünf bis sechs Bände Specialgeschichten, womit eine Unzahl kostbarer Unterrichtsstunden ausgefüllt wird.

Die Geographie wird insofern als ein geographisches Bild der gesammten Erde in der ersten Klasse vorgetragen und hierauf erst zu den speciellen Ländern vorgeschritten wird, allerdings methodischer behandelt. Aber leider! ist sie von statistischem Geiste fast gar nicht durchdrungen. Es handelt sich bei dem

geographischen Studium nicht sowohl darum, eine Menge Ortsnamen dem Gedächtnisse einzupressen; es liegt wenig daran, ob man sich die Residenzen der Bischöfe, der Kreisregierungen, die Sitze der Lehranstalten u. dgl., worauf dermal das meiste Gewicht gelegt zu werden pflegt, haarklein merkt. Eine Hauptsache ist, daß vor Allem die physische Geographie zum Grunde gelegt sei, um allemal ein Doppelbild in der Seele des Schülers zu erzeugen, wie nämlich die natürlichen Abmarkungen einzelner Gebiete auf Erden sich zu den politischen verhalten. Denn es ist bestimmt in zahlreichen Beziehungen vom höchsten Interesse, darauf Rücksicht zu nehmen. Ferner soll über die Verfassung des Landes, den Charakter der Nation, ihren intellektuellen Culturzustand, die Gliederung der Stände und das numerische Verhältniß derselben ausführlicher verhandelt werden als jetzt, wo sämmtliche diesfällige Notizen höchst unbedeutend sind und beinahe läppisch klingen. Bei der Wichtigkeit der materiellen Interessen, die man heutzutage in politischer Hinsicht beinahe eine ausschlaggebende nennen könnte, wäre es ferner höchst wünschenswerth, wenn man den Zug des Handels und der Industrie, so weit sich dieser nämlich verfolgen läßt, nach zuverlässigen Tabellen mittheilte. Es genügt nicht blos Triest als die erste Seestadt der Monarchie darzustellen; die Verzweigungen derselben mit allen übrigen

Punkten der Monarchie sollten wohl etwas schärfer ins Auge gefaßt werden. Vortheilhaft wäre es ferner, die Boden- und Kunsterzeugnisse des Staates nach dem Grade ihrer Vollkommenheit und Konkurrenzfähigkeit einzutheilen, aufmerksam zu machen, in welchem Zweige der Gewerbsthätigkeit eine Nachhülfe besonders wünschenswerth wäre, und überhaupt bezeichnende, statistisch-formulirte Thatsachen, nicht schale Allgemeinheiten zu lehren. Der mathematische Unterricht leidet ebenfalls an dem Übel der Unvollständigkeit und Geringfügigkeit. Das vorgeschriebene Lehrbuch ergeht sich in namhafter Breite, ohne weiter als bis zum Ausziehen der Kubikwurzel zu gelangen. In der fünften Klasse beginnt derselbe Cursus, nur werden allgemeine Zahlen statt der besondern gewählt. Ist das nicht reine Zeitverschwendung? Könnte nicht bereits in der dritten Klasse mit der Algebra begonnen, später zur Geometrie fortgeschritten und so die Möglichkeit erzielt werden, in dem ersten philosophischen Jahrgange die höhere Analysis vorzunehmen? Sollte der Geist fünfzehnjähriger Knaben nicht hinlänglich gereift sein, um die Operationen mit abstrackten Zahlen und Dimensionen zu begreifen? Die Elementarmathematik ohne den ergänzenden Schlußstein der Analysis bleibt allemal ein Bruchstück. Auch zeigt sich die Schärfe des menschlichen Geistes in letzterer gerade im schönsten Lichte. Ihre kühnen und mit-

unter verwickelten, beinahe wunderbarerweise dem Endresultate zustrebenden Kombinationen tragen insgesammt den Stempel der Neuzeit, welche allen durch die Anschauung herbeigelieferten Stoff flüssig macht und speculativ verarbeitet, während jeder Euklidische Beweis, abgesehen von der geometrischen Konstruktion, ein gewisses plastisches Moment in sich trägt. Er enthält — Wahrheit, die sich schauen und beinahe greifen läßt. Der Gedankengang hingegen ist langsam und gewunden, während im Gebiete der höheren Mathematik die scharfsinnigsten Wendungen sich überstürzen. Mit Hülfe der Algebra sind all' die schwerfälligen griechischen Konstruktionen überflüssig geworden. Warum wird im ersten Philosophischen Jahrgange nicht deshalb analytische Geometrie gelehrt? Durch die Auflösung einiger Probleme nach Euklid und durch die Gegenüberstellung ihrer analytischen Auflösung ließe sich die beiderseitige Methode auf das Klarste und Einleuchtendste darstellen. Auch in der Mathematik zeigt sich jenes merkwürdige Gesetz der wissenschaftlichen Schwere, kraft deren die Bewegung anfangs eine langsame ist, bis sie durch ihre Intensität zu einer beschleunigten sich gestaltet und endlich im rapiden Fluge Alles mit sich fortreißt. Die Algebra ist allerdings schon ein höherer Gedanke, nämlich der Verallgemeinerung, der Zusammenfassung, der Losreißung von bestimmten Fällen. Aber sie ist in ihren

Anfängen selbst noch unbeholfen und geringfügig. Erst späterhin bei der Lehre von den Reihen, der Differenzial- und Integralrechnung entwickelt sie sich in voller, herrlicher Energie. Außerdem gibt es zahllose, höchst interessante Anwendungen der Analysis im Gebiete der realen Wissenschaften. Die sogenannte Wahrscheinlichkeitsrechnung ist ohne Kenntniß des höheren Calcüls nicht denkbar, und doch wäre sie einem jeden Gebildeten im höchsten Grade nützlich und interessant. Wenn in den zwei philosophischen Jahrgängen auf mathematische Kenntnisse, der formellen Bildung wegen, ein so besonderer Accent gelegt wird, so sollte wohl die höhere Mathematik um so weniger in den Hintergrund gestellt werden, als jene Bildung, ohne Hülfe der letzteren, unvollständig und hinkend ausfallen muß.

Am wenigsten wird für die Ausbildung der Studirenden in ihrer Muttersprache Sorge getragen. Stylistische Ausarbeitungen in deutscher Sprache werden äußerst selten begehrt. Als Lesebuch und Leitfaden dient in der fünften und sechsten Klasse eine sogenannte Sammlung deutscher Beispiele zur Bildung des Styls. Der zweite Band dieses Werkes liegt vor mir. Hätte der ingeniöse Verfasser dieser Anthologie beabsichtiget, den Fluß des deutschen Styls im vorigen Jahrhundert zu charakterisiren, so wäre seine Sammlung passend und brauchbar. Wie sie

jetzt vorliegt, dient sie höchstens zur Bildung des k. k. österreichischen Kanzleistyls. Wer kennt Mastalier? Wer hat jemals von Knor gehört? Jener war Jesuit, dieser Piarist. Beide schrieben unter andern Oden auf den Tod kaiserlicher Prinzessinen, und dergleichen Schnurpfeiffereien werden noch im Jahre 1843 als deutsche Stylmuster aufgestellt.

Als Beredsamkeitsprobe wird eine Rede von Sonnenfels über die Bescheidenheit im Vortrage seiner Meinung, eine Predigt Zollikofers über den Werth der Freundschaft, Heidenreichs über den Einfluß der herbstlichen Natur auf das Gefühl, ferner eine ziemlich abgeschmackte, panegyrische Rede an die Kaiserin Maria Theresia, ditto von Sonnenfels, endlich eine Trauerrede von Knor bei dem Hintritte einer Prinzessin mitgetheilt!!

Als Musterproben müssen vorzugsweise Gedichte von „Hagedorn, Gleim, Salis, Gotter, Hölty, Utz, Klopstock, Denis, Ratschky u. dgl. herhalten.

Ohne das literarhistorische Verdienst dieser Namen im Geringsten anfechten zu wollen, klingt es doch lächerlich naiv, ihre Arbeiten als Muster des modernen Styls aufzustellen. Unter der Rubrik Trauerspiel wird der einaktige Philotas von Lessing, ein veraltet bizarres Werk, ohne das irgend eine Wurzel desselben im dermaligen Leben haftete, mitgetheilt. Es ist ein offenbar mißglückter Versuch,

den überspannten Ehrgeiz und Patriotismus der Alten auch unserer Zeit mundrecht zu machen. Hierauf folgt ein sogenanntes Lustspiel von Engel „der Edelknabe,“ worin ein ci-devant deutscher Fürst die Rolle der Vorsehung auf Erden übernimmt, einen guten herzlichen Pagen glücklich macht, einen ausgearteten Fähnrich zum Profosen schickt, und die tugendhafte Mutter der Beiden mit einem Jahrgehalte von 100 Louisd'or beschenkt. Idyllische Unschuld der deutschen Poeten, süße Epoche des aufrichtigen, unbezahlten Ansingens der kleinen Höfe und Fürsten, wo bist Du? Göthes Iphigenia schließt den Reigen der dramatischen Beispiele wenigstens auf hervorragende und würdige Weise.

Welche Wirkung ist auf den jugendlichen Geist von einer solchen Sammlung zu gewärtigen?

Die biographischen Skizzen der benutzten Autoren, welche am Schlusse des Bandes mitgetheilt werden, sind ihrer komischen Fassung wegen wahrhaft merkwüdrig. Denis wird „der Vater und die Zierde der Dichter am Ister“ genannt. Armer Ister! Über Göthe wird nebst dessen Geburtsjahr nichts erwähnt, als daß von seinen sämmtlichen Werken bisher in Wien 23 Bände erschienen seien. Ob ein schamlos veranstalteter Nachdruck so nachdrückliche Erwähnung verdient? „Schiller“ heißt es — „vorher Medikus; seit 1772 Theaterdichter zu Mann-

heim; seit 1784 Herzoglich Sächsisch Weimarscher Rath. Seine Stärke war die Geschichte." Scharfgezielt und wohlgetroffen! August Wilhelm Schlegel „geboren zu Hannover, gestorben daselbst." Der berühmte Übersetzer des göttlichen Shakspeare dürfte für die Ehre, unter die Todten versetzt worden zu sein, auf das lebhafteste Protest einlegen. Weiter heißt es: „Er hat poetische und prosaische Aufsätze in Bürgers Akademie der schönen Redekünste. Seine Gedichte sind nun gesammelt herausgegeben." Sic.

Angenommen, daß der nächste Zweck der humanistischen Studien die Kenntniß der antiken Welt sei, so ist doch auf der Forderung, daß die angeborne Sprache, dies unentbehrliche, beinahe selbstdenkende und bildende Organ nicht vernachlässigt werden dürfe, beharrlich zu bestehen. Durch den monotonen Vortrag des Lehrers und das gedankenlose Nachplappern des Auswendiggelernten wird die Übung in der Sprache keineswegs vervollständigt. Die Stylbildung ist in Oesterreich ganz außer Acht gelassen, und der dürftige Elementarunterricht vermag wahrlich! nicht dafür als Surrogat zu dienen.

Die Revision der Unterrichts-Gegenstände auf den österreichischen Gymnasien wäre somit geschlossen. Man vermißt hiebei offenbar eine, wenn noch so bündig gefaßte Encyclopädie der Naturwissenschaften. Sei es, daß diesem Mangel durch das im zweiten

philosophischen Lehrkurse vorgeschriebene Studium der Physik abgeholfen wird, so wäre es doch unstreitig besser, schon die zarte Fassungskraft der Knaben mit den höchsten und schönsten aller Objecte der Natur zu befreunden, und den Sinn für reale Kenntnisse allmählig zur blühenden Entwickelung zu leiten.

Allein nicht in der Wahl der Lehrgegenstände, in der Jämmerlichkeit der Lehrbücher, in der Dürftigkeit der bestehenden Studienvorschriften liegt das größte Übel. Es liegt im Geiste, welcher das gesammte hiesige Unterrichtswesen durchweht. Dieser Geist ist der Jesuitismus, wie dies auch bei dem Umstande, daß beinahe sämmtliche Lehrstühle auf den Gymnasien von Ordensgeistlichen besetzt sind, nicht anders sein kann. Ein wohlwollender Lehrer könnte und würde, ungeachtet zahlreicher Hemmnisse, welche sein menschenfreundliches Wirken beengen möchten, dennoch die herrlichsten Saaten ziehen. Er könnte auf bescheidene und vorsichtige Weise über die Schranken des Lehrbuches hinausgehen. Allein ist dies von einem Priester zu erwarten? Ich brauche wohl nicht auseinanderzusetzen, wie die Übung einer katholischen Ordensregel das menschenfreundlichste und mildeste Gemüth endlich verunstalten, ja vergiften muß. Die konsequente Unterdrückung der mächtigsten und menschlichsten Triebe kann entweder nur bornirten Fanatismus oder verstockte Heuchelei zur Folge haben. Der as-

cetische Trieb, welcher sich allerdings im Christenthum äußert, ist der Wurm, welcher es allmählig zerfrißt. An der Unmenschlichkeit dieses heiligen Unsinns wird der Katholicismus bestimmt scheitern, und auch der Protestantismus ist viel zu wenig von den Einflüssen des verkehrten Selbstverläugnungsprincips gesäubert. Nie würde ich für meine Kinder einen halbwegs orthodoxen, protestantischen Theologen zum Erzieher wählen; geschweige denn einen katholischen Klosterpfaffen. Das Ansehen und die Würde dieser Menschen ist selbst in Oesterreich tief gesunken, und fast alle Klassen, selbst die minder gebildeten, blicken auf sie mit bedeutender Geringschätzung. Die Masse wirft ihnen vor, daß sie ihre strengen Regeln nichts weniger als genau und gewissenhaft zu befolgen pflegen. Je nun, wenn nichts weiter als das, so könnte man recht gerne ein Auge zudrücken. Aber ihre Untauglichkeit für die Erziehung und den Unterricht der Jugend liegt im Geiste ihres Standes selbst. Freilich kommt hierbei Alles auf den Standpunkt an, welchen man behauptet. Ist man der katholischen Weltansicht zugethan, kraft welcher die Erde nichts ist, als ein qualenreicher Sumpf, in welchen die unsterblichen Seelen von der Höhe des Himmels herabgestürzt wurden, um sich darin zu läutern und für die künftige Wonne vorzubereiten, so mag man es nicht nur gut heißen, sondern wohl gar heilsam und höchst

räthlich finden, wenn den Händen der Gesalbten der zarte Teig, woraus die nächste Generation geknetet werden soll, anvertraut wird. Glaubt man hingegen an ein rastlos thätiges Princip in der Menschheit, hält man fest an der tröstlichen Überzeugung, daß es ihr unbenommen sei, sich in der Folgezeit selbst das Paradies auf Erden zu erbauen, so muß man natürlich das Gegentheil wünschen und auf alle Weise dagegen ankämpfen. Es kann unmöglich meine Absicht sein, die katholische und absolutistische Partei zu bekehren; denn wie wollte ich mir und meinem schwachen Worte solche Riesenkraft beimessen? Allein es handelt sich darum, allen denjenigen, welche dem Lichte der Vernunft zugänglich sind, sich selbst hingegen, aus zahlreichen Gründen, über die Schädlichkeit der Verbindung zwischen Kirche und Schule keine genügende Rechenschaft zu geben wissen, den Staar zu stechen, damit sie die Macht und den Umfang dieses Übels gehörig würdigen mögen. Der Priester, insbesondere der Ordensgeistliche, steht unter dem Einflusse einer mystischen, in den Wolken sich verbergenden Autorität. Denke er in seinem Innern noch so freisinnig, er kann sich dem entnervenden Einflusse derselben in keinem Falle entziehen, er ist gewohnt, zu glauben und zu gehorchen, oder doch ein Glaubender und Gehorchender zu scheinen. Dies erzeugt in ihm Verschlossenheit und einen gewissen Mechanismus des

Benehmens, Eigenschaften, die er auch auf sein Verhalten zur Jugend überträgt. Allein, wonach diese sich sehnt, das ist eben die Offenheit; sie wird eingeschüchtert und beängstigt von Stirnen, auf welchen Furchen, gleichsam wie Gitterstäbe abgesperrter Geheimnisse, gezogen sind. Die wahre Leichtigkeit im Umgange mit der Jugend wird durch Erfahrung gewonnen. Das Leben muß wohl demjenigen, welcher sich dem Berufe widmet, die Kleinen zum Vollgenusse desselben heranzubilden, vollkommen klar geworden sein, und das kann blos durch vielfache Ergebnisse bewirkt werden. Aus seiner engen Zelle vermag der Mönch nimmermehr das Leben in seiner Gesammtheit zu erfassen, er seufzt vielleicht und krümmt sich unter dem Drucke, und sehnt sich nach der schönen wärmenden Flamme, welche bis in seine Öde so lockend herüberzüngelt; allein er ist und bleibt ein Fremdling in diesem Leben, und weiß deshalb nicht, wie und wozu er seine Zöglinge leiten soll. Der Bildungsgang des Mönches ist ein von dem jetzigen Bedürfniß so himmelweit verschiedener, daß jedenfalls nur abnorme Resultate zum Vorscheine kommen können, wenn man ihm die Aufgabe überträgt, für letzteres zu sorgen. Dazu gesellt sich noch die höchst erhebliche Rücksicht, daß der geistliche Lehrer einer doppelten Kontrolle unterliegt, nämlich nicht blos von Seite des Staates, sondern überdem noch durch seine priester-

lichen Vorgesetzten, wodurch die Lehrfreiheit in noch engere Grenzen gebannt wird. Die entwickelten Gründe machen sich geltend, wenn der Lehrmönch eine Ausnahme von seinesgleichen bildet, wenn er den Funken eines reineren Menschheitsbegriffes in seiner Seele nährt, und demgemäß beständig gegen die Konsequenzen seines eigenthümlichen Standesgeistes im Herzen protestirt. Wie schädlich, wie schlecht dagegen gestaltet sich das Verhältniß, wenn der verderbliche Standesgeist die Oberhand gewinnt über das bessere Wesen des Menschen, oder wenn ein schon vollends verdorbenes Individuum die Mönchskutte anzieht! Der ultramontane Geist spaltet die Menschheit in zwei ungleiche Hälften, in Belehrende und Glaubende. Der kleinere, belehrende Theil arrogirt sich eine höhere, mystische unbedingte Autorität, und soll nebstbei auf der Lehrkanzel das Interesse der Vernunft repräsentiren, welche alles Unbegreifliche als unglaublich von sich stößt. Die arme Vernunft! Wie jämmerlich wird sie bei solcher Pflege bestellt sein! Der ultramontane Geist vindicirt sich die Leitung der Menschheit kraft der Unbedingtheit seines Princips; die Vernunft will, daß sich das Menschengeschlecht allerdings einer zweckmäßigen Leitung unterziehe, aber lediglich einer solchen, welche im Sinne des freien, fortschreitenden Geistes installirt ist. Der ultramontane Geist bringt ein fertiges Glaubensbekenntniß mit, die Ver-

nunft hingegen läßt in keiner Hinsicht irgend eine abgeschlossene, vollendete Lehre gelten, sondern statuirt den Grundsatz einer unbeschränkten Entwickelung. Der ultramontane Geist setzt sich selbst als den höchsten Zweck; die Vernunft kennt keinen höhern Zweck, als die Menschheit. Der ultramontane Geist verwirft jeglichen neuen Fortschritt, jede frischere Regung des menschlichen Genius, wenn sie mit seinen starren Glaubenssätzen im geringsten Widerspruche stehen; die Vernunft bekämpft deshalb diesen bösen Geist auf Tod und Leben, aus all ihren Kräften, weil er ihrem Wirken allenthalben hemmend, verfinsternd, verpestend in den Weg tritt. Der ultramontane Geist, brennend vor Begierde, seine Herrschaft ungeschmälert bis ans Ende aller Dinge zu behaupten, kann sich zu diesem Zwecke unmöglich der Vernunft als Waffe und Werkzeug bedienen; er wählt darum die List, die Heuchelei, den Machiavellismus, den Fanatismus. Er kleidet diese herrlichen Mittel in das sauberste Gewand, er wappnet sich mit zahlreichen Bibelstellen, er thut, als ob er der mildeste, gutmüthigste, unbefangenste Gesell wäre. Dem ist aber durchaus nicht so; vielmehr ist's mit seinem Innern wahrhaft abscheulich bestellt, und ein kalter unendlicher Schauer würde das Herz der Menschheit packen, wenn sie bis zur vollen Anschauung desselben gelangen möchte. Der Mönch muß dreifach entsagen lernen, er muß sein Herz alles guten, süßen

und erhebenden Inhalts entäußern, die naturnothwendige Folge ist, daß es entweder allmählig verhärtet, oder gewaltsam aufgeregt, und somit, wie gesagt, der Heuchelei oder dem Fanatismus in die Krallen geliefert wird. Weil aber der Hang zum Gemeinen leider! ein überwiegender ist, so ist der erste Fall wohl der häufigere, und man erwäge nunmehr, welche Folgen für die Jugend hieraus sich ergeben können. Ich enthalte mich, diese desperate Skizze noch weiter auszuarbeiten. So viel ist gewiß, nur die wenigsten Jünglinge denken mit Freudigkeit an die sechs Gymnasialjahre zurück; denn sie boten ihnen ja so wenig Angenehmes und Fesselndes, vielmehr waren sie fruchtbar an ausgesuchten Quälereien und Chikanen, und sei die Jugend noch so unerfahren, sie fühlt es mit einem gewissen, untrüglichen Instincte, daß nicht der Menschheit reines, vollkommenes Bild aus ihr entwickelt, sondern das Afterbild der katholischen Ansicht ihr aufgeprägt wird.

Der Professor ist häufig ein unleidlicher Pedant, ein tückischer Despot, und so verfließen die goldenen, unersetzlichen Stunden des rosigen Knabenalters unter fortwährendem mechanischen Auswendiglernen nichtsnutziger Lappalien und einer bedauerlichen Sittendressur, die ganz absehend vom Inneren, vom Gemüthe, nichts bewirkt als eine häßliche Duckmauserei.

Soll der Menschenfreund bei solchem Zustande nicht trauernd die Hände über den Kopf zusammenschlagen?

Diese Schilderung ist nicht im Geringsten übertrieben. Jeder Kenner des österreichischen Studienwesens, dessen Hirn und Herz unbefangen genug sind, wird sie als wahr und deshalb gerechtfertigt anerkennen. Die Gemüther der Knaben, und hiemit zugleich ihre Aufmerksamkeit, ihre Anhänglichkeit zu gewinnen, ist freilich! eine schwierige Aufgabe; doch wenn es eine Klasse giebt, welcher der nöthige Beruf dazu a priori abgesprochen werden muß, so sind es gewiß die Mönche, deren Einfluß sich leider! bis in die höchsten Sphären, von wo das Triebrad des Erziehungswesens überhaupt in Bewegung gesetzt und regulirt wird, dermal erstreckt.

Wohlhabenden Familien ist unbedingt Glück zu wünschen, wenn sie ihre Söhne privatim erziehen, und blos die unausweislich vorgeschriebenen Semesterprüfungen mitmachen lassen. Wird sonst für die Tüchtigkeit der Erziehung in jeder Hinsicht gesorgt, so ist diese Methode, welche den pfäffischen Einfluß von den Gemüthern der Jugend fern hält, ungleich heilsamer.

Tritt der Studirende aus dem Gymnasium in die philosophischen Lehrkurse, so pflegt gemeiniglich sein Herz höher zu schlagen; sein Selbstgefühl sich zu stärken; denn er fühlt die Atmosphäre einer freilich

sehr verdünnten Freiheit. Die Kutten sind verschwunden. Er wird mit dem Worte: Herr angeredet, in jeder Beziehung rücksichtsvoller und humaner behandelt, ist nicht mehr gedrungen, von Tag zu Tage sein aufgegebenes Stück Lection dem Gedächtnisse einzupferchen, und wird von der freieren und verständigeren Behandlung der Wissenschaften wohlthätig angeregt. Mit diesen Vortheilen ists aber auch alle. Dafür muß der junge Mann von Semester zu Semester eine strenge Prüfung bestehen, die Collegien gewissenhaft frequentiren, zur Osterzeit vorschriftmäßig beichten, Sonntags den akademischen Gottesdienst besuchen, und darf sich nun und nimmer beikommen lassen, andere Ansichten, als die im Lehrbuche enthaltenen, auszusprechen. Der Unterricht ist eben so dürre als unzureichend. Der philosophische Lehrkurs besteht aus zwei Jahrgängen. Im ersten wird Elementar-Mathematik, Psychologie, Logik, sogenannte angewandte Logik, Metaphysik und katholische Religionslehre vorgetragen; nebenbei wird etwas lateinische und griechische Philologie getrieben.

Über den Vortrag der Mathematik habe ich mich bereits oben ausgesprochen. Ohne die analitischen Fortschritte der Wissenschaft zu kennen, ist es platterdings unmöglich, ein klares und vernünftiges Bild derselben zu fassen. Der Nutzen formaler Bildung, den man hier beinahe ausschließlich von der Mathe-

matik erwartet, kann nicht anders als gering ausfallen, wenn der jugendliche Geist mit jenem gewundenen, logischen Schneckengange, welchen z. B. Pythagoras bei dem Erweis seines berühmten Hypothenusensatzes befolgte, imprägnirt wird. Der ordentliche Professor dieser Wissenschaft ist gegenwärtig Herr Jenko, ein wohlwollender Mann, zugleich gut bewandert in festen Definitionen, gewandt in bündiger und anschaulicher Darstellung der Probleme, aber ohne eigenthümliche, etwa schriftstellerische Thätigkeit und viel zu wenig auf die ungeheure Erweiterung des mathematischen Gebietes hindeutend.

Auch bezüglich der Philosophie ist schon früher das Nöthige und Wissenswerthe mitgetheilt worden. Das abgeschmackteste aller Systeme wird hier als ein unwandelbares aufrecht erhalten. Das beliebte Übersinnliche, worauf der Professor aus allen Leibeskräften lossteuern muß, ist nicht mehr und nicht minder als der erzkatholische Gott. Prosit! Ordentlicher Professor dieser Wissenschaft ist Herr Doctor und Ritter von Lichtenfels. Seine Methode ist bei der studirenden Jugend nicht sonderlich beliebt, und es wäre bei diesem Völkchen gewiß nicht unstatthaft das Sprüchlein: vox populi, vox dei, in Anwendung zu bringen. Dieser Herr legt einen zu gewichtigen Accent auf das langweilige und wirkungslose Memoriren. Er trägt z. B. die Logik in enormer Breite

vor, und was hilfts zuletzt, wenn der Schüler sich all die künstlichen Aristotetischen Schlußfiguren mühsam einprägt? Im nächsten Semester ist alles wieder rein vergessen. Das seelenlose klappernde Skelet der gehaltlosen Logik hat bisher zuverlässig keinen großen Denker gebildet. Es kann sich der Geist blos am Geiste, das Denken blos an würdigen und erhebenden Objecten entzünden. Würde dieser Herr die kostbare Zeit benutzen, um seinen Zuhörern philosophisch-geschichtliche Notizen mitzutheilen, so würde er nicht blos ihre Aufmerksamkeit dauernder fesseln, sondern sich durch das Ausstreuen einer so nützlichen Saat, die Menschheit selbst zu höherem Danke verpflichten. Wie sich die Grammatik zum eigentlichen klassischen Studium, also verhält sich die echte Philosophie zu jenem Gewinde scholastischer Divisionen und Subdivisionen, womit man die Köpfe der Jugend möglichst verschonen sollte. Der Herr Ritter von Lichtenfels ist auch als Autor aufgetreten; aber seine Schriften haben durchaus nur den Werth von Kompendien, und bewahren höchstens den Gedanken der Philosophie für künftige, bessere Zeiten. In seinem Werkchen über Psychologie findet sich folgende Stelle: „Der Materialismus theilt sich in den gröberen und feineren. 1) Der gröbere sieht den Menschen und das Thier für eine bloße Pflanze, ihre psychischen und feineren Verrichtungen für bloße Entwickelungen

(Potenzen, Educte) organischer Stoffe und Kräfte an; ihm ist die Seele nichts weiter, als die allgemeine Lebenskraft der Natur. So die älteren Atomisten Leukipos, Demokritos, Epikuros und die neueren, Gassendi, la Mettrie und Mirabaud. — 2) Der feinere Materialismus unterscheidet zwar das Thier und den Menschen von der Pflanze durch das Empfindende und Begehrende in jenen, wohl auch den Menschen vom Thiere durch die Fähigkeit des Selbstbewußtseins in ersterem, macht jedoch auch diesen Unterschied insofern zu einem blos graduellen (quantitativen) inwiefern Bewußtsein und Selbstbewußtsein nur ein Formales, nicht das Reale (ein Wie, nicht das Was) des Seienden betreffen. Nach dieser Ansicht ist die Pflanze ein Lebendes, das weder von sich noch von Andern — das Thier ein Lebendes, das zwar von Andern, aber nicht von sich — der Mensch ein Lebendes, das sowohl von sich, als auch von Andern weiß; ohne übrigens der Sache nach mehr zu sein, als ein Lebendes; (so in der älteren Zeit Aristoteles; in der neuern Spinoza, Leibnitz, Kant, Schelling, Hegel, Herbart). Mit diesem Passus hat sich der Herr Professor eine arge Blöße gegeben.

Abgesehen davon, daß die Eintheilung des Materialismus in groben und feinen, wie bei Tuch oder Leinwand, komisch klingt, so entbehrt sie ganz und gar alles logischen Grundes. Einen graduellen

Unterschied zwischen Pflanze, Thier, Mensch haben ja wohl auch die sogenannten gröberen Materialisten eingeräumt, und hätten sie dies nicht gethan, müßten sie gänzlich stupid gewesen und unbekümmert um die Erfahrung, welche doch seit jeher die Quelle alles Materialismus war, geblieben sein. Die Theorie, daß z. B. ein Hollunderbusch, ein Kaninchen und ein ordentlicher Professor der Philosophie an der Wiener Universität vollkommen gleichartige Wesen seien, ist zu verrückt, als das selbst ein verruchter und verfluchter Atheist des verflossenen Jahrhunderts sie aufzustellen hätte wagen dürfen. Im zweiten Jahrgange wird diese Gattung des Unterrichts fortgesetzt und erstreckt sich auf sogenannte Moral-, Rechts-, und Religionsphilosophie. Davon nichts mehr! Das unbedingt nützlichste Studium ist die Physik. Sie wird nach dem gut und bündig zusammengestellten Baumgartnerschen Lehrbuche vorgetragen und liefert den Jünglingen treffliches und geistanregendes Material in Fülle. Der Blick, welchen sie während der Dauer dieses Kurses in die großartige Werkstätte der Natur werfen, entschädigt einigermaßen für den unermeßlichen Bombast, welchen sie auf ihrer früheren und späteren akademischen Laufbahn sich anzueignen genöthiget sind. Des verdienstlichen Professors dieser Wissenschaft, Herrn von Ettingshausen, ist bereits früher gedacht worden.

Der Religionslehrer vermag sich kein größeres Verdienst um die geplagte, studirende Jugend zu erwerben, als indem er so viele Paragraphen wie möglich aus dem volumniösen Lehrbuche hinwegstreicht, wozu ich ihn hiermit feierlichst ermuntert wissen will.

Also ist der hiesige Unterricht in den zwei philosophischen Lehrkursen beschaffen.

Naturgeschichte, Weltgeschichte, Aesthetik, klassische und moderne Literatur, Geschichte der Philosophie, Oesterreichische Staatengeschichte, Erziehungskunde, Ökonomie u. m. a. Wissenschaften dieses Schlages sind sogenannte unobligate Studien, d. h. die darüber gehaltenen Vorlesungen pflegen blos von freiwilligen Zuhörern besucht zu werden. Da nun die vorschriftmäßigen Unterrichtsgegenstände bereits die Zeit der Studirenden in hohem Grade in Anspruch nehmen, so erübrigen sie begreiflicherweise nur wenig Gelegenheit und Lust, um sich mit jenen, mitunter höchst wichtigen Fächern zu beschäftigen. Wer möchte z. B. in Abrede stellen, daß derjenige, welcher sich in die Geschichte mit voller Seele versenkt, einen ungleich edleren und förderlicheren Gehalt daraus schöpfen könne, als aus dem gesammten, übrigen, österreichischen Lehrmaterial? Geschichte ist nicht sowohl ein Fachstudium; sie ist so zu sagen eine Nothwendigkeit, eine unerläßliche Bedingung der Humanität und Bildung. Man hat zwar in neuerer

Zeit die Anordnung getroffen, daß diejenigen Schüler, welche von der Entrichtung des Schulgeldes durch Regierungsdekret befreit sind, verhalten werden sollen, die Vorlesungen über Geschichte zu hören und sich der betreffenden Semestralprüfung zu unterziehen. Allein das ist eine Concession, und genügt nicht, wo man das Ganze, die Hauptsache zu fordern berechtiget ist.

Wie und in welchem Geiste gegenwärtig besagte Weltgeschichte docirt wird: erlasse man mir, näher zu charakterisiren.

Im Ganzen genommen ist der Unterschied zwischen dem Gymnasial- und Fakultätsunterrichte nicht bedeutend. Hier wie dort ist Alles methodisch, genau berechnet; das schönste und lohnendste Ziel der Studirenden ist eine Vorzugsklasse. An wissenschaftlichem Leben, an geistigen Impulsen mangelt es gänzlich. Woher kämen sie wohl? Die Lehrer sind in dem alten Schlendrian gebildet, und diese normale, und man könnte sagen in Livree einherschreitende Bildung theilen sie wieder ihren Zöglingen mit. Die Lehrer betrachten ihre Stelle als ein Versorgungsmittel. Den Studirenden erscheint die Versorgung als der Zweck ihrer gesammten Thätigkeit. Wenn aber der wissenschaftliche Trieb aus einer so heillosen Verpfützung mit Erfolg herausgerissen werden soll, so muß in diese Wechselwirkung des Lehrens und Lernens ent-

schieden und beharrlich eingegriffen werden. Von oben herab müssen Reformen bewerkstelligt werden, weil ohne sie dieser jämmerliche Werkeltagsgang der Dinge kein Ende nähme. Eine Restauration des Lehrpersonals thut hier dringend Noth. Die passenden Lehrer werden bestimmt den echten, wissenschaftlichen Geist in den Seelen der Jugend zu entzünden wissen, und die einmal ins Leben getretene Thätigkeit des Geistes wird sich durch die ihm inwohnende Intensität beständig mehren und steigern. Ich gedenke auf diesen höchst wichtigen, für die Zukunft Oesterreichs entscheidenden, ja ausschlaggebenden Gegenstand zurückzukommen. Vorläufig handelte es sich blos um eine treue Darstellung des gegenwärtigen Unterrichtswesens. Sie liegt vor. Die tieferen Gründe und die weiteren Folgen eines solchen Zustandes zu entwickeln, mag übrigens durchaus nicht vonnöthen sein, um die am Tage liegende Wahrheit einer gewiß nicht übertriebenen Schilderung anzuerkennen, und jetzt schon einzusehen, daß in all' diesen eigenthümlich beengten Verhältnissen eine machtvolle Tendenz zum Grunde liegt, welche man kurzweg Jesuitismus nennen kann und darf.

Siebenter Brief.

Medicinischer Unterricht.

Der Wiener pflegt sich gern und nicht ohne Stolz über den sogenannt blühenden Zustand der hiesigen Medicin zu äußern. Sehen wir, wie es mit dem diesfälligen Unterrichte bestellt ist. Prüfen wir unbefangen und in Kürze, ob in diesem Felde, bei so empfindlichem Mangel philosophischer Vorbildung, in der That ein wesentlicher und im Verhältnisse anderweitiger Leistungen gleichmäßiger Fortschritt statt finde.

Was anatomische Studien betrifft, so ist den Studirenden sowohl an der Universität als am Josephinum — einer Bildungsanstalt für Militairärzte — hinreichende Gelegenheit zum Seciren dargeboten. Die bei letzterem befindliche Wachspräparatensammlung, wodurch besonders der Verlauf der Nerven einzig schön dargestellt wird, ist eine wahre Zierde Wiens. Demungeachtet darf sich die Residenz keines hervorragenden Namens im Bereiche der Anatomie rühmen. Einen Albinius, Loder, Sömmering, Weber, Bock vermag Oesterreich nicht aufzuweisen. Im Fache der höheren Anatomie ist übrigens ein verdienstvoller Mann, Namens Berres, aufgetreten, der sich besonders durch mikroskopische Untersuchungen auszeichnet, und beiläufig sei es erwähnt, mit dem bekannten und bereits gewürdigten Verbesserer der

daguerreotypischen Methode eine und dieselbe Person ist. Die Physiologie, der Hauptzweig alles medicinischen Wissens und Strebens, wird unbedeutend kultivirt. Seit den Arbeiten des trefflichen Prochaska ist in diesem Felde kaum irgend etwas hervorgebracht worden, was über die Schranken der Mittelmäßigkeit einigermaßen hinausginge. Die physiologischen Werke Lenhóssek's sind höchstens gelehrte Kompilationen zu nennen; dasselbe gilt von Bischoff's neuerlichen Schriften. Der Name des Professors für diesen höchst wichtigen Zweig der vorbereitenden medicinischen Wissenschaften, Czermack, ist zwar, wenigstens in Deutschland, allgemein bekannt. Wer hat von seinen mikroskopischen Beobachtungen, besonders die verschiedenartigen Gestaltungen der Infusorien, die Formen der Spermatozoen, den Blutlauf im Protens anguinens betreffend, von seinen sorgfältig angestellten Untersuchungen in Hinsicht der organischen Wärme der niederen Thiergattungen, nicht gehört? Dies ist immerhin etwas, ja viel. Man könnte die Frage aufwerfen, weshalb es dem geehrten Herrn Professor nicht beliebt habe, zur Abfassung eines gediegenen Lehrbuches der Physiologie zu schreiten? Ein Handbuch, welches tief und deutlich diesen Gegenstand wiedergibt, die zerstreuten Fakta durch selbstständiges Urtheil verknüpft, und somit Resultate darstellt, deren Keime in den eigenen Experimenten liegen, ist besonders nach dem glänzenden Vorgange eines J. Müller, Carus, Rud. Wagner

eine überaus schwierige Aufgabe. Überdem mangelt es in Wien auch auf diesem schönen Felde naturwissenschaftlicher Kenntniß an Vereinigung der Kräfte, am fröhlich gedeihlichen Zusammenwirken derselben. Mit der regsten und freudigsten Theilnahme vernimmt man dermal von der Bildung physiologischer Institute auf mehreren Punkten Deutschlands, z. B. in Göttingen. Leider scheinen die wissenschaftlichen Tendenzen in Wien noch bei weitem nicht reif genug, um die Bildung eines solchen Instituts zu begünstigen. Denn die hier kürzlich entstandene Gesellschaft der Ärzte hat sich das gesammte Feld der Medicin zur Bearbeitung ausgewählt, und berücksichtiget daher die Physiologie, welche selbst auf die praktische Medicin den mächtigsten Einfluß zu üben vermag, blos nebenbei.

Es soll nämlich die Praxis nicht fürderhin bloße Kunstsache bleiben; sie muß sich im Gegentheile zu wissenschaftlicher Bedeutung zu entwickeln trachten, wie dies Schönlein in seiner Berliner Antrittsrede so schön auseinandergesetzt. Es darf und soll ferner die Pathologie nicht länger ihre Stelle isolirt von der Anatomie und Physiologie behaupten, sondern muß aus diesen Wissenschaften, als ihrem natürlichen Boden, durch den wärmenden Sonnenstrahl der praktischen Erfahrung, als köstliche Blume hervorgelockt werden. Eine derartige Pathologie ist in neuerer Zeit zwar deutschem, aber keineswegs österreichischem Geiste entsprossen. Der Pathalogie des der Wissen-

schaft und der Wiener Schule zu früh entrissenen Hartmann, darf mit Recht vorgeworfen werden, daß ihr bei vorwiegend speculativer Richtung und streng systematischem, wiewohl etwas antikem Gepräge, die naturwissenschaftliche und besonders die physiologische Grundlage mangele. Erst Jahn, Stark, Schönlein wußten ihr diese, und damit zugleich eine gedeihlichere Richtung zu geben. Der Wiener Fakultät blieb lediglich die Ehre der Nacheiferung. Möchte sie nicht gar zu lange ausbleiben! Ich wünsche nicht, daß die häufig so hohlen, naturphilosophischen Anschauungen mancher deutschen Autoren bei uns Platz greifen möchten. Der wissenschaftliche Gang der Medicin soll beständig ein hypothetischer bleiben, und darf nie in einen konstruktiven ausarten. Aber je naturgemäßer, bündiger, klarer die Hypothese sich im Lichte der Hülfswissenschaften gestaltet, desto besser und wirksamer!

Die Chemie, insbesondere die organische Chemie, wird mit einziger Ausnahme des verdienstvollen, am polytechnischen Institute angestellten Professors Meißner fast gar nicht kultivirt. Riesenhaft sind die Fortschritte, welche die organische Chemie seit einigen Jahren machte; von ihren wahren Beförderern lebt Keiner in Oesterreich. Dennoch wäre es höchst wünschenswerth, diesen höchst wichtigen Zweig der Naturwissenschaft auch hieher zu verpflanzen, und dadurch den pathalogisch-anatomischen Untersuchungen des vortrefflichen Rokitansky eine feste Stütze zu geben

und den nöthigen, erläuternden Geist einzuflößen. Man sprach vor geraumer Zeit von der Berufung Liebigs an die hiesige Universität; allein sie erfolgte nicht, und somit blieb im Felde der Chemie Alles beim Alten.

Der Professor der allgemeinen Pathologie Töltényi ist durch manche Abhandlungen, besonders durch seinen Versuch einer Kritik der wissenschaftlichen Grundlage der Medicin, bekannt geworden. Es ist freilich ausgemacht, daß der ruhig forschende, philosophische Geist durch kühnes Loslegen gegen Männer von allgemeinem Rufe, durch heftiges Bekämpfen gangbarer Hypothesen, an deren Stelle man eben nichts Besseres oder doch minder Problematisches zu setzen weiß, ferner durch bombastischen Styl nicht ersetzt werden kann. Dennoch ist Herr Doctor Töltényi auf der Bahn der österreichischen Literatur noch immer hervorragend, und läßt von seiner wissenschaftlichen Bildung noch manche reifere Frucht erwarten. In Betreff der eigentlichen Praxis sind sowohl die Klinik als die Abtheilungen einzeln zu betrachten. Die große Reinlichkeit, welche dort herrscht, ist in der That musterhaft. Der gegenwärtige Vorsteher der medicinischen Klinik, Herr Lippich, läßt in Hinsicht der Adnotirung der Krankheitserscheinungen strenge Ordnung walten, was bei seinem übrigens ausgezeichneten Vorgänger Hildenbrand nicht immer der Fall war. Er macht selten eine wahrhaft schöne Diagnose. Seine Methode im Examiren ist sokratisch.

Im kränklichen Organismus wird Alles genau untersucht. Der Herr Professor und sein Assistent wissen mit dem Stethoskop recht gut umzugehen. Doch scheint der würdige Lehrer oft zu wenig Zeit zu erübrigen, um seine Zuhörer auf den Verlauf der Krankheiten genauer aufmersam zu machen. Das Diagnosticiren währt manchmal etwas zu lange, das Lesen der Krankengeschichte nimmt bedeutende Zeit weg, so daß dem Gange der Krankheit, ihrem jeweiligen Zustande, den besonderen Indikationen wenige oder gar keine Auseinandersetzungen zu Theil werden. Und doch wäre dies ohne Zweifel die Hauptsache. Das lebendige Anschauen und Anschauenlassen wird durch die todten Buchstaben nichts weniger als ersetzt. Bei zweckmäßiger Anordnung könnten die Abtheilungen die reichste Quelle medicinischer Erfahrungen bilden. Jetzt scheint es schwer, des Waldes wegen die Bäume zu unterscheiden. Ein Primärarzt nebst zwei Assistenten hat nahe an 100, ja 130—140 Kranke zu beobachten und zu kuriren. Aber nicht Kranke, sondern Krankheiten muß man sehen, nicht das Partikuläre, sondern das Ganze muß so viel wie möglich untersucht und beobachtet werden. Die Zulassung mehrerer Assistenten, welchen die Krankheiten streng zu überwachen und in dringenden Fällen den Primärarzt, bei dessen so äußerst wichtigen Anstellung natürlich alle Protektionsrücksichten wegfallen sollten, zu konsultiren obläge, wäre für die Bildung angehender Ärzte und zugleich für das Heil der Patienten

von der segenreichsten Folge. Diese Einrichtung findet in den Pariser Spitälern statt. Hier herrscht so wie beinahe in allen Dingen ein schläfriger, althergebrachter Mechanismus, des Umstandes nicht zu gedenken, daß die Herren Primärärzte sich zu sehr mit Ökonomie des Spitals befassen müssen, und deshalb nicht blos Heilkünstler, sondern auch Semmel- und Lebensmittellieferanten vorstellen.

Im Fache der Chirurgie ist der Operateur, Herr Wattmann, ein bekannter Name, in seiner Kunst wahrhaft geschickt, unerschrocken, geübt, unbarmherzig im schönen Celsischen Sinne, der an seine zerstörenden Arbeiten mit Sicherheit geht, dieselben meist glücklich ausführt, doch in dem eigentlichen Mediciniren minder glücklich zu sein scheint.

Im Fache der Augenheilkunde darf sich Wien zwei ausgezeichneter Vertreter rühmen, der Herren Rosas und Jäger, wovon jener bei der Universität, dieser an der Josephsakademie angestellt ist. Doch hat ihre Gelegenheit, in diesem Zweige nützliche Beobachtungen zu machen, bisher, wenigstens für die gelehrte Welt nur geringe Früchte getragen. Im Gebär- und Findelhause ist die Reinlichkeit exemplarisch! Welch ergiebige Fundgruben medicinischer Erfahrungen könnten diese Anstalten bilden, und wie sparsam werden sie im Verhältnisse ihrer Wichtigkeit benutzt!

Alles zusammengenommen muß man leider! gestehen, daß ungeachtet des reichen, materiellen Schatzes, welcher sich hier dem beobachtenden Geiste darbietet

die Medicin sammt ihren Hülfswissenschaften dermal keine ausgezeichnet hohe Stelle einnimmt. Ein paar gute Köpfe, allgemein bekannte akkreditirte Namen können wir allerdings aufweisen — es wäre ja ein Wunder aller Wunder, wenn wir es nicht so weit gebracht hätten; aber nicht einen einzigen großen Mann vermögen wir selbst auf diesem Horizonte, wo van Swieten, de Haen, Stoll, P. Frank, Val. Hildenbrand so lichtverbreitend glänzten, namhaft zu machen.

Es kann auch wohl nicht anders sein. Die lächerlichen Annualprüfungen, das Monopol der Professoren, welche durch Nichtzulassuug der Privatdocenten sich in bequemer Lethargie wiegen können, der Mangel einer Akademie der Wissenschaften, einer freien wissenschaftlichen Presse, einer höheren Anregung, welche aus andern Sphären des Geistes auch auf dieses Gebiet sich erstrecken könnte, das jämmerliche Protektionswesen, welches sich bei Besetzung der Kathedern nicht minder als bei sonstigen Anstellungen geltend macht: all' dies muß nothwendig Rückschritte erzeugen. Daher ist auch der Wiener Mediciner, im Durchschnitte genommen, nichts weniger als fleißig. Die Studirenden verlassen nach abgelaufener Stunde gesättigten Geistes die Klinik, und verfügen sich wohlgemuth in das nächste Kaffeehaus, um dort ihr theures Augenlicht durch anhaltendes Anschauen des grünen Billardtuches zu stärken.

Briefe aus Wien.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist ferner erschienen:

Briefe aus Wien. Von einem Eingeborenen. 1r Bd. 1 Thl. 12gr.

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Begründet von August v. Kotzebue, herausgegeben von Carl Lebrün. 1827—34 à	— »	12 »
Clemens, Fr., das entschleierte Bild zu Sais. Drei Blicke in die Tiefe	1 »	8 »
Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer festen Niederlassung in Frankreich. 2 Thle.	3 »	— »
Gathy, A., Cavalkade. Eine Skizze aus dem Leben und Treiben der Guerraschen Kunstreiter	1 »	— »
Hebbel, Friedr., Gedichte	1 »	— »
— — Judith, eine Tragödie in 5 Akten	1 »	— »
— — Genoveva, eine Tragödie in 5 Akten	1 »	— »
— — Mein Wort über das Drama. Eine Erwiderung an Professor Heiberg in Kopenhagen	— »	6 »
Heine, Heinr., Buch der Lieder. 4te Aufl.	1 »	12 »
— — Kahldorf über den Adel	— »	20 »
— — Reisebilder. 4 Thle.	7 »	— »
— — Ueber Ludwig Börne	2 »	— »
— — Der Salon. 1r—4r Thl.	6 »	22 »
— — Romantische Schule	2 »	— »
— — Französische Zustände	2 »	— »
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Bde.	4 »	12 »
Norder, E., Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Frankreich, Deutschland und Italien. 1r—5r Bd.	8 »	16 »
Oettinger, E. M., Panaché. Dreifarbige Novellettes. 2 Bde.	2 »	16 »
— — Der confiscirte Eulenspiegel, oder das Buch der Hundert acht und zwanzig. Nebst Briefen an und von Friedrich Wilhelm III. 2 Bde.	3 »	— »
Ortlepp, E., Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen, oder Stimmen der Gegenwart	— »	8 »

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist ferner erschienen:

Briefe aus Wien. Von einem Eingebornen. 1r Bd. 1 Thl. 12gr.

Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Begründet von August v. Kotzebue, herausgegeben von Carl Lebrün. 1827—34 à	— »	12 »
Clemens, Fr., das entschleierte Bild zu Sais. Drei Blicke in die Tiefe	1 »	8 »
Depping, G. B., die Heerfahrten der Normannen bis zu ihrer festen Niederlassung in Frankreich. 2 Thle.	3 »	— »
Gathy, A., Cavalkade. Eine Skizze aus dem Leben und Treiben der Guerraschen Kunstreiter	1 »	— »
Hebbel, Friedr., Gedichte	1 »	— »
— — Judith, eine Tragödie in 5 Akten	1 »	— »
— — Genoveva, eine Tragödie in 5 Akten	1 »	— »
— — Mein Wort über das Drama. Eine Erwiderung an Professor Heiberg in Kopenhagen	— »	6 »
Heine, Heinr., Buch der Lieder. 4te Aufl. ...	1 »	12 »
— — Kahldorf über den Adel	— »	20 »
— — Reisebilder. 4 Thle.	7 »	— »
— — Ueber Ludwig Börne	2 »	— »
— — Der Salon. 1r—4r Thl.	6 »	22 »
— — Romantische Schule	2 »	— »
— — Französische Zustände	2 »	— »
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Bde.	4 »	12 »
Norder, E., Janus, oder Erinnerungen einer Reise durch Frankreich, Deutschland und Italien. 1r—5r Bd.	8 »	16 »
Oettinger, E. M., Panaché. Dreifarbige Novellettes. 2 Bde.	2 »	16 »
— — Der confiscirte Eulenspiegel, oder das Buch der Hundert acht und zwanzig. Nebst Briefen an und von Friedrich Wilhelm III. 2 Bde.	3 »	— »
Ortlepp, E., Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen, oder Stimmen der Gegenwart...	— »	8 »

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Briefe aus Wien von einem Eingebornen

Bd.: 1

Hamburg 1844

Austr. 780-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10009182-0